This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

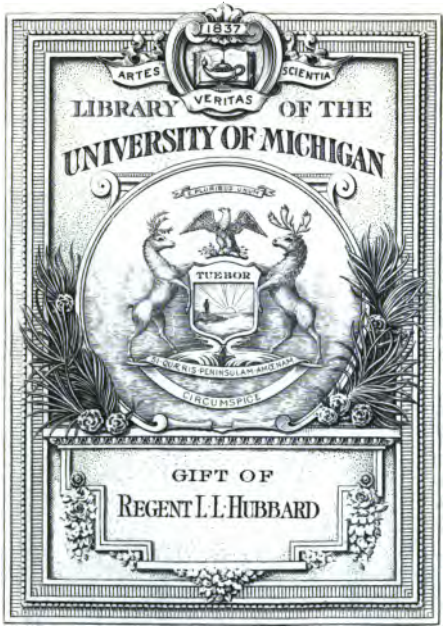
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

BB 31284

G.
160
Z73

Alexander von Humboldt

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Sechster Jahrgang.

Mit 11 Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1807.

03.8.2

03.8.29 R3
gift
Regent L.L. Hubbard
1-23-29

Vorrede.

Dieser Jahrgang des Taschenbuchs der Reisen ist, wider mein Vermuthen, auf zwei Theile von Süd-Amerika beschränkt worden. Nur erst bei der Arbeit selbst lernte ich den Reichthum der darin vorkommenden Gegenstände genauer kennen. Sie schienen mir so bedeutend, daß ich sie dem Leser nicht vorenthalten konnte, ohne dem Titel und der Absicht des Buchs entgegen zu handeln. Peru, und die mit ihm innigst verbundenen großen Länder, Paraguay und Tukuman, haben in dem verflossenen Jahrhundert, besonders seit den Reisen der dorthin gesandten Weltmesser, für uns gleichsam

eine neue Gestalt angenommen. Ich habe die meisten, wenigstens die wichtigsten, Nachrichten darüber, so viel es mir möglich war, mit Aufmerksamkeit benutzt, auch selbst aus denen der Jesuiten das Bedeutendste unpartheiisch herausgelesen. Denn wenn ich gleich ihrer Lehre nicht zugethan bin, so haben mir diese Männer dennoch große Verdienste um die Erd- und Menschenkunde. Mein Grundsatz bleibt stets: Das Wahre und Gute zu nutzen und zu ehren, es mag sich finden, wo es nur irgend wolle.

Mehrere sehr schätzbare, bisher unbekannte Nachrichten über das Innere von Peru und über einige seiner Produkte, verdanke ich die Güte des Herrn von Humboldt.

Dieser berühmte Reisende gehört unter die seltenern Menschen, wodurch abermals Deutschland sich vor dem übrigen kultivirten Europa auszeichnet. Großer Scharfsinn, seltener Allgemeinblick, umfassende gründliche Kenntnisse, vereinigen sich in ihm mit den feinsten Gefühlen, mit einem glühenden, sich selbst aufopfernden

den Eifer für die Wissenschaften, mit der edelsten Anspruchlosigkeit und mit unbegränzter Uebernahme.

Zuvorkommend hat er mir seine Reichthümer dargeboten; es ist Schuldigkeit, ihm dafür öffentlich meinen Dank und meine Verehrung zu bezeugen, und es schmerzt mich nicht wenig, daß nur allein jene übergroße Bescheidenheit mir die Data zu seiner Biographie vorenthalten hat. Ich hoffte noch stets den neuesten Theil der Connoissance des tems vor Beendigung des Taschenbuchs zu erhalten; hierin finden sich nämlich einige Angaben von seinem Leben. Dann hätte ich es gewagt, sein wohlgetroffenes Bild, das den Titel ziert, mit einigen Zügen aus seiner Biographie zu begleiten. Möge er noch lange zur Ehre unsers Vaterlandes und zum Ruhm der Erd- und Menschenkunde seine großen Talente benutzen!

Eine Karte schien für diesen Jahrgang deswegen unnöthig, weil der nächstfolgende die noch übrigen Theile von Süd-Amerika enthal-

den wird; eine Generalkarte von Süd-Amerika scheint dort mithin passender, und der Leser wird dabei gewinnen, da ich alsdann bereits Gelegenheit haben werde, die trefflichen Karten des Herrn v. Humboldt zu benutzen.

Bei Beurtheilung dieses Jahrganges darf ich um desto eher auf die Billigkeit der Kenner Anspruch machen, da der gröſte Theil der Arbeit während einer anhaltenden Unpäßlichkeit geschrieben wurde.

Peru.

Wenn Hoffnung nach höherem Genuß die Seele heben, dann muß den Reisenden der Anblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbst nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, durchwandert ist, darf er seine Erwartungen für schönere, erhabenere Naturscenen mit Grund befriediget zu sehen glauben.

Mexiko und Guiana, so reizend, so üppig sie sich auch ausbreiten, sind dennoch gleichsam nur reich geschmückte Vorhöfe eines wundervollen Tempels.

Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. *)

*) Peru wird hier noch nach seinem ganzen, ältern Umfange, nach seinen Gränzen vor 1718, genommen, so daß die Provinz Quito mit darunter begriffen wird. Auf die Weise hebt die Darstellung mit dem Aequator selbst an. Das heutige Peru fängt aber nach der neuern Abtheilung nur erst gegen den 2ten Gr. Br. in Süden an, und läuft bis zu den Wüsten von Atacama. M. s. hievon weiter unten.

Eine Fläche, welche theilweise gegen zehntausend Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen, dabei unter der lothrechten Sonne, was für Nüancen im Klima fühlt nicht hiebei im Vorübergehen der, dem die physikalische Erdkunde nicht gänzlich fremde ist?

Unwillkührlich erinnert er sich hiebei an das Ideal des Paradieses, wodurch vormals der große Linnäus die mosaische Geschichte mit der Geologie auszugleichen versuchte.

Hierzu bedurfte der feine Mann nur einer einzigen Insel von unbestimmtem Umfange, unter dem Aequator gelegen; in ihrer Mitte ein sehr hohes Gebirge. Längs dem Grunde, am Gestade des Meeres und in den mit ihm gleich niedrigen Gegenden nährte der erhitzte Boden die majestätischen Palmen der Molucken, den Baobab von Guinea, den Königs-Tiger, den Löwen, die Giraffe, den Elephanten, den Strauß, den Paradies-Vogel (Manucodiata), den Termes, kurz, die gesamte Fauna und Flora der glühenden Zone. So wie man gegen das Gebirge empor stieg, zeigten sich die organischen Körper der minder heißen Länder. Noch höher hinauf wohnten die Thiere und Pflanzen des gemäßigten Erdstrichs; und die oberste Region des Gebirges erzeugte unter Schnee und Eis dem Renn- und Elenthiere die sie nährenden Moose, so wie die Winterbee-

ren für das Schneehuhn und alle übrige Produkte Grönlands, nebst denen der übrigen Polarwelt.

Mag nun der zelotische Verehrer des größten Naturalisten dies System weiter ausführen, mag er beweisen, wie durch das Zurückweichen der Gewässer, durch das mählige Austrocknen des Bodens nach und nach Thiere und Pflanzen sich von hier aus auf die wunderbarste Weise über die übrigen Theile der Erdrunds verbreitet, mag er es versuchen, alle die unübersteiglichen Zweifel und Schwierigkeiten, die sich dieser Hypothese entgegenstellen, zu überwältigen; uns bitten Sie um eine wirkliche Darstellung jenes romanhaften Paradieses, wenigstens in Rücksicht der vielfach spekulirten Klimate, dar.

Ueberraschend findet sich der Reisende hievon überzeugt, wenn er von dem Gestade des großen Oceans (Südmeers) gegen das hohe Gebirge von Peru fortwandert.

Als Bouguer und Condamine aus den Häfen Guayaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufstiegen, was für Abwechselung von Scenen, was für Contraste des gesamten Naturdurchmesser ihr Blick. Nachdem sie den Sand der Ufer verlassen hatten, wanderten sie in kaum durchdringlicher Waldung, und die Reinmaterial-Sonne treibt aus dem schlammigen Boden eine unberechenbare Fauna üppig hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier; dann mehr

rere Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eisen- und Ebenholz, der hohe, zu Masten so brauchbare Marienbaum mit der weißen Rinde, mehrere treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen untereinander gleichsam verflattet. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha (Psychotria emetica), so die Vanille (Epidendron Vanilla) u. a.

Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannichfaltigsten Pilze, Moose und Rohrarten hervor. Einige der letztern, z. B. das Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis bis 30 Fuß; es dient dann zum Hausbau der Bewohner.

Eben so schwelgerisch und mannichfaltig ist auch die thierische Schöpfung.

Hier hauset der Jaguar, der Ozelot, die Jaguarete, der Puma (Fel. Onca, Pardalis discolor, concolor) und andere furchtbare Tigerarten der neuen Welt.

Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucane (Ramphastus Toucan und der Picatus, Preacher des Latham u. a.) mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinassen, mehrere Bucco-Arten, viele Spechte, Baumläufer, Waldtau-

von Reinere Einsamkeit, kurz, ein undurchdringliches Gewirr belebt die Gipfel der Waldung, während das sowohl ekelhafte als unschädliche Schlangen, von der Riesen- und der Klapperschlange bis zu der kleinsten Wurmschlange (Caecilia L.) hinab, den Wanderer schrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen, und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, so wie ellenlange Spulwürmer von der Dicke eines Daumens Ekel und Grauen erregen.

So unwandelbar ist hier die Feindseligkeit, daß man es umsonst versucht, ein nur seit ein Paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Felleisen einen verschlossenen Pulver widerstehe kaum der Fäulniß. Auch darf der Mensch hier nur seine Wohnung auf hohen Pfählen errichten.

Reißende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin auf jenen von Bäumen geflochtenen Brücken, die oft auf 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken *). Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das unübersehliche Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst sichere Maulthier fühlt jedes Gestein, welches es betritt, zuvor mit der

*) Man sehe das Kupfer im vorigen Jahrgange.

furchtsamsten Vorsicht an; und deutsch zuvorkommend that ihm die Ermattung nach 7 bis 8 Schritt eine Pause ab.

Mitten in dieser romantisch wilden Natur hat der Mensch, ihr gleichsam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortschaften errichtet. Wie wohlkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer, z. B. Guaranda, Riobamba und andere!

Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze, das Gedeihen jeder Pflanze; die Mannigfaltigkeit des Gewächses nimmt zu, aber zugleich die Güte der Luft.

Dies erfuhren Bouguer und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren bestiegen, welcher in seinem Inneren die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt.

Bezaubernd war ihnen der Anblick dieses einzigen Landes. Gleich einem Paradies lag hier unter ihrem Blicke ein weites Thal, fast 6 Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Flusse vereinigten. So weit ihr Auge nur reichte, zeigten sich reich bebauete Felder, sie wechselten mit Wiesen, den grasreten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Meyerhöfen und ganzen Dörfern ab. Diese reizende Aussicht beschloß denn die Stadt Quito.

Die mildeste, heiterste Luft kündigte hier einen der schönsten Theile vom südlichen Europa an. Allein man

sche die Produkte aller Jahreszeiten und aller Welttheile. Wunderbar paart sich hier der Frühling mit dem Herbste. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte; an einem und demselben Tage sieht man pflügen und ernten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle, kurz, neben Westindiens Produkten gedeihet hier hundertfältig tragender Waizen Europens; der Pisang, die Citrone und Pompelmuse prangt bei den schönsten Früchten von Frankreich.

Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein [illegible] Ganze.

Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der mit 70tausend Menschen bevölkerten Hauptstadt, [illegible] ist auf allen Seiten von 15 Meilen hohen Riesenbergen umgürtet. Der Schnee ist ewig, die die Welt y, oder mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antisana, Tungaya, Cotopaxi, speien Feuer und Dampf, stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden, und nach ihrem mannichfaltigen Boden und vielartige Klimate erzeugen.

So umgeben hier der Winter den Frühling und den Herbst, ein Riesenmarmor, das beinahe alles Schöne, Herrliche und majestätisch Furchtbare der ganzen Erde [illegible] auf einmal darstellt.

Freilich ist dies nur das Bild einer einzigen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß so etwas aufzuweisen, und zugleich steht das Klima des großen Ganzen seinem ausgezeichnetesten Theile an Mannichfaltigkeit romantischer Scenen und sonderbarer Bildung nicht sehr nach.

Pern, sondert man auch nach der heutigen politischen Eintheilung die Provinz Quito davon ab, ist von dort bis zu der großen südlichen Wüste Atacama ebenfalls ein nach ungeheuren Schichten stratifizirtes Land; also gleichfalls ein Land, worin man jede Art der Luft athmet, und die Produkte aller Zonen der Erde genießt.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abstande einiger Meilen den Anfang eines hohen darauf gesetzten Landes, das sich bald mehr, bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet und dann selbst jenes kolossalische, bis über die Wolken hinaufreichende Gebirge, die Cordilleren, auf seinem Rücken trägt.

Diese größte und höchste Kette der Gebirge unsers Erdballs, sie kam vom höchsten Norden der neuen Welt, ging über den Isthmus von Nordamerika herab, zog dort in eine einzige minder hohe Gebirgsreihe zusammengedrängt, theilt sich gleich, unweit des Aequators im Süden, in zwei große Hauptzweige, in den westlichen und östlichen. Die beiden Zweige bleiben gleich nach ihrer Theilung sich fast parallel. Der westliche

der längste, läuft bis nach Chili, ja bis an dem Ende des Landes der Patagonen hinab, er durchläuft mithin, rechnete man auch nur vom Isthmus an, über 62 Breiten Grade, und bei seinen Krümmungen sicher mehr als 1000 deutsche Meilen. Der östliche biegt sich aber bald von jenem Parallelismus gegen Südosten ab, und verläuft sich in die Ebenen. Diese beiden Bergreihen lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur.

Auf diesen Ebenen, welche man heut la Sierra, das hohe bewohnbare Land, nennet, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf die Weise ist hier ein dreifaches Ländergebieth jenes niedrige unterste Küstenland; hierauf die Sierra, wovon die ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbot, und endlich dann die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes.

Die einzelnen Zweige der letztern nannten bereits die Ynkas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem diesem gleichgeltenden Peruanischen Ausdrucke soll durch Abänderung und Verstümmelung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entstanden seyn.

Unter ihnen finden sich so ungeheure Berg- (Erd-) Massen, daß einzelne derselben gleichsam im Wettstreit

mit ihrer Mutter, dem Erdball, selbst seine Rechte der Gravitation sehr sichtbar streitig machen.

Der Chimborasso, das höchste Gebirge der Erde, (er hat fast 18500 Par. Fuß Höhe) beugt durch seine anziehende Kraft das Pendel um 7 bis 8 von der Perpendicularlinie ab.

Von allen diesen Kolossen hält sich Hr. v. Humboldt überzeugt, daß sie lediglich den durch die Gesetze der Attraktion mit einander verwandten Materien ihr Daseyn zu verdanken haben; Klüfte gleichsam durch allgemeine Tendenz erzeugt.

Diese Gebirge bilden dann, da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große oft oben meilenweite Lücken; man nennt sie Quebradas. Hiedurch strömen in den Thälern die Flüsse im Westen gegen das Meer, oder im Osten gegen die Landseite hin. Je höher die Cordilleren selbst sind, desto tiefer das Flußbette, desto deutlicher zeigt sich die Entstehung dieser Quebradas.

Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben, und wann das Gestein aus harten, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr, besteht, so hätten sich die Fugen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammenbringen lassen, so genau passen sie auf einander.

Ein solches merkwürdiges Schauspiel bietet die Schlucht bei Minas, unweit Sonaca in der Statthal-

schaft Huancavelica dar. Fünf Meilen von dem Wege des Hauptorts Conica nach Vinque, sagt Ulloa, kommt man, nachdem der Weg Corofunta überstiegen ist, in eine Oefnung, durch welche der kleine Fluß Chinchaypuncu fließt. Dieser Bach läuft mehr als eine Meile in einer felsichten Schlucht verschlossen, die vom oben bis unten nur gegen 8 Varas *) weit, aber über 40 Varas, also gegen 124 Fuß hoch ist. Diese Schlucht ist aber auch ein Theil des Weges selbst, und der Reisende muß an solchen Orten, wofelbst das Wasser die Schlucht gänzlich bedeckt, übersetzen; ein Fall, der neunmal vorkommt. Auf diesem romantischen Wege, den der Anblick nur mit Schaudern anfüllt, bewundert man die Genauigkeit, mit welcher die von einander getrennten Wände des Felsengebirges zu einander passen. Jede kleine Krümmung und Abdachung des Baches wird hier so befolgt, daß, wenn irgend eine große Gewalt, z. B. eine Erderschütterung, sie an einander rückte, selbige auf das schärfste sich in einander fügen müßte. Die Festigkeit des Gesteins giebt, bei allem Schein hoher Gefahr, volle Sicherheit innen. Dieser Gewaltthätigkeit würdigste Wege.

Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Me-

*) Gegen 23 Par. Fuß die Vara zu 2,84 Par. Fuß, nach Ulloa.

wore. Es ist bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf dem Corasson die Höhe von 2470 Klaftern oder 14820 Fuß, und wenn ihn gleich unser sein ihm würdiger Nachfolger v. Humbold, um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher noch über 1344 Fuß, um sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu sehen.

Dennoch fanden sie sich auch hier bereits allen den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden läßt. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und die Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers.

Diese Gebirge waren es, welche dem scharfsinnigen Bouguer eine bestimmte Linie entdecken ließen, innerhalb welcher sich aller Orten Schnee zu bilden anhebt. Er nannte sie daher die Schneelinie oder Schneegrenze und setzt die Höhe derselben in den dem Aequator nahe gelegenen Ländern auf 2234 Klafter; zu Anfange der gemäßigten Zone ist sie nur 2100, in den Alpen Europens hingegen nur 1500 Kl., und so senkt sie sich denn stets tiefer gegen den Boden hinab, je weiter man zu den Polen kommt.

diese Linie bestimmt dann auch die Grenze der Vegetation. Gleich unter ihr erzeugen sich die Moose und die mit ihnen ziemlich in einerlei Werthe stehenden Pflanzen; von diesen weiter hinab tritt dann die bessere Pflanzenwelt hervor.

Begreiflich muß sich noch eine zweite, eine obere Grenzlinie des Schnees finden, nämlich eine Linie, die da bestimmt, wo in den höheren Luft-Regionen nur erst der Schnee seinen Anfang nehmen kann. Reichten daher Gebirge über diese hinaus, so genösse ihr oberster Theil einer beständig klaren, von keinen wässerigen Theilen geschwängerten Luft.

Auf diesen höchsten unfruchtbaren Bergen der Cordilleren, man nennt sie Puramos, zeigen sich denn hauptsächlich dem Naturforscher, der sich beim Aufgange der Sonne in ihrer Höhe findet, häufig äußerst merkwürdige Meteore.

Die Weltmesser, Condamine und Bouguer, beobachteten dies schöne Phänomen zuerst auf dem Berge Pambamarca. „Eine Wolke, sagt letzterer, von welcher „wir uns umgeben fanden, ließ uns bei ihrer Trennung die aufgehende Sonne sehr hellglänzend erblicken. Kaum hatte sie sich einige 30 Schritt entfernt und eine weiße Farbe angenommen, wodurch „sie der Baumwolle glich, so erblickte ein jeder von uns „seinen Schatten auf derselben, und zwar, da die „Wolke keine an einanderhängende Fläche bildete, nur

„allein seinen eigenen. Man sehe die Arme, die Beine, den Kopf, allein was uns am meisten zur Bewunderung „setzte, war, daß der Kopf mit einem Strahlen„kranze geschmückt war, der aus drei oder vier kleinen „concentrischen Kronen, von denen eine jede eben dieselben Farben hatte, als der erste Regenbogen, nur „daß das Rothe auswendig war. Der Raum zwischen „diesen Kreisen war gleich und der letzte der schmächste. „Endlich umgab in einer großen Entfernung ein großer „weißer Kreis alle die übrigen. Dies ist gleichsam eine „Apotheose für jeden Zuschauer, und ein jeder genießt „ruhig keines geringen Vergnügens, sich mit dieser „Kronen geziert zu erblicken, ohne etwas von denen „seiner Nachbarn wahrzunehmen."

Das Innere dieser kolossalischen Gebirge ist dann auf zweierlei Art besonders merkwürdig.

Das erste und auffallendste, wodurch sich das Innere der ungeheuren Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Isthmus bis zu der Beringsstraße fortläuft, ist ihr vulkanisches Feuer. Mehr als 50 solcher Feueressen, Lustlöcher der Unterwelt, sind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unserm Peru eine sehr beträchtliche Anzahl, z. B. der Antisana, Cotopaxi, Tunguruhua, Sangay, Ambato, Quinistaqua, Cheche, Putina u. s. w. Allein nicht aus allen steigen Feuergarben, Rauch- und Flammensäulen und Lava hervor. Aus dem Jorullo in Mexiko erhob sich 1759

am 15ten Septembet ein Vulkanskegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guakimala speien eine sehr große Menge Salmiak. Die von Popayan und von Pasto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausdämpfen, oder auch kleine Kräter voller kochenden Wasser, woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte oder auch schlackenartigen Porphyr hervor, bald aber so ungeheure Massen Schwefelwasser und Schlamm, daß sich auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird.

Das sonderbarste Phänomen, welches aber diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbieten, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfenen Fische des süßen Wassers.

In den Archiven mehrerer kleinen unweit des Cotopaxi gelegenen Städte, wo selbst glücklicherweise die Zeitpunkte der Ausbrüche dieses Vulkans aufbewahrt waren, fand Hr. v. Humboldt mehrere Angaben von Fischen, welche der Vulkan ausgespien hatte. Einst muß er eine so ungeheure Menge derselben auf die Landgüter des Marquis von Selvalegre, daß die Luft von dem Gestanke inficirt wurde. Der fast erloschene Vulkan von Imbabura überschüttete 1691 dahin die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in

ihnen die Urſache der Faulfieber, die zu der Zeit herrſchten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger ſcheint, der Corregidor dieſer Stadt bezeugte, daß dieſer Vulkan ſelbſt nachmals von Zeit zu Zeit, alſo wohl ohne eigentlichen vulkaniſchen Ausbruch, vorzüglich nach ſtarkem Regen, große Maſſen dieſer kleinen Fiſche auswarf, die man dort Preſnadillas nennt. Die Indianer von St. Pablo fiſchen ſie in ſehr kurzen Körben in einem Bache gerade an dem Orte, wo dieſer aus dem Gebirge ſelbſt hervortritt. Im Jahre 1698 ſtürzte den Krater des Sangueizo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tauſende dieſer Fiſche mit thonigtem Schlamme vermiſcht, ausgeworfen hatte.

Nicht immer werfen die Vulkane dieſe Fiſche aus ihrem oberſten Krater. Der Cotopaxi und Tungaruaga ſtieß ſie zu Zeiten aus Seitenſpalten oder Oeffnungen hervor. Dennoch lagen dieſe ſtets um 1300 Klafter höher als die umliegenden Gegenden!

Höchſt merkwürdig iſt es aber, daß man oftmals noch Spuren des Lebens an ihnen will bemerkt haben, während daß ſie längſt dem Gebirge herabſtrömten; ſicherer iſt es, daß ſie mit einer großen Maſſe kalten ſüßen Waſſers vom Cotopaxi floſſen, ohne daß ihr zarter Körper entſtellt, alſo unkenntlich war.

Daher zeigte eine genaue Unterſuchung ſogleich, daß dieſe Fiſchchen von ein und derſelben Art mit denen ſind, welche dort überhaupt unter dem Namen Pren-

Gapieux. sculps. 1806.

Prennadilla von den Volcanen ausgeworfen
(Pimelodus Cyclopum.)

nadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefangen werden.

Wir verdanken abermals unserm trefflichen Humboldt eine schöne genaue Zeichnung dieses kleinen kaum 4 Zoll langen Fisches. Er setzt ihn, Lacepedens Meinung zufolge, unter dessen Abtheilung des Geschlechts der Welsen (Silurus), welche dieser Naturalist mit dem Nahmen Pimelodus belegt; er nennt ihn, wegen jenes merkwürdigen Phänomens, Pimelodus Cyclopum (cirris duobus corpore olivaceo nigro-punctato); er trägt einen Gabelschwanz und zwei Bartfäden; sein Körper ist olivenfarb mit schwärzlichen Flecken.

Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Dies bestätigt sich durch die Nachrichten des Corregidors von Ibarra. Allein stets bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kraft sie soweit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen.

Es scheint übrigens nicht unwahrscheinlich, daß ähnliche Phänomene bei den vulkanischen Ausbrüchen im Mexikanischen vorkommen. Denn wenn gleich bei Vera Cruz kein Vulkan vorhanden ist, so sagt doch ein Memoir in den Pariser Denkschriften von 1744, man habe nach einem Ausbruch eines dortigen Vulkans viel todte Fische in den Brunnen von Mexico gefunden.

Freilich war dies gleichfalls bei Ausbrüchen und Erdbeben mehrerer Vulkane der Alten Welt der Fall; gewöhnlich traf dies indeß nur die Meeresbewohner; hier aber scheint wohl von Fischen des süßen Wassers die Rede zu seyn; und da die Vulkane von Mexico mit denen von Peru fortlaufend sind, so verdiente dies hier wohl angeführt zu werden, wäre es auch nur, um die Beobachter aufmerksam zu machen.

Weit größere Kalamität als jene einzelne Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies einzige Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben.

Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise hievon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden.

Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsere Zeiten hinab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere, bald größere Verwüstung anrichteten. Man kennt bestimmt 18 von Bedeutung. Es ist merkwürdig, daß ihre Richtung ziemlich mit dem Laufe der Kette der Cordilleren zutrifft, nämlich von Südost nach Nordwest.

Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28sten Oktober 1746. Durch ein furchtbares unterirdisches dumpfes Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an; auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drei Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens

sehr beschädigt. Tausend dreihundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl litte noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Glieder.

Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (dem nächsten Hafen für Lima); weit trat es zurück, stürzte sodann über alles bei seiner Rückkehr hin, und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, gingen 19 unter; fast 4000 Menschen verloren ihr Leben.

Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten hinab. Nur allein im Jahre 1794 sahe sich Lima 5 Erderschütterungen ausgesetzt.

Noch schrecklicher als jene ältere war unstreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riobamba und andere Ortschaften umgewühlt, und in wenigen Sekunden waren 40tausend Menschen nicht mehr. (v. Humboldt.)

Die Ausbrüche und diese Erderschütterungen (sie sollen im October am stärksten wüthen) (Helms) ändern dann auch die Gestalt jener Bergeskolossen. Diese wachsen und schwinden; Krater und Oeffnungen stürzen ein, während daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt- oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor; so gewinnt dann ein Gebirge oft in wenig Augenblicken eine völlig neue Gestalt.

Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereignen sich indeß nur einzeln; dagegen geben die gleichfalls in ihrem Innern verschlossenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralien, ununterbrochen reichen Gewinn.

Nimmt man Africa und einige Theile des benachbarten Mexico aus, so übertrifft Perú seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Reichthümern. Dies mögen nachfolgende Erörterungen über den dortigen Metallwerth beweisen.

Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika voll von den übertriebensten Hofnungen nach Gold und andern Reichthümern. Die Nachrichten, die sie auf Cuba, Haiti (St. Domingo) und andern westindischen Inseln hierüber eingezogen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Africa gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen.

Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caxamarca *) der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldener Gefäße zu seinem Lösegelde anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene großen Massen wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, den unschuldigen Peruanern, her-

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

Geschlechtern stehen, da verliehrt die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberey, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jetzt an nur die äussere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden selbst so hoch geschätzt, daß ein sehr großer Smaragd von den Indianern als eine Gottheit verehrt wurde.

Dieser kostbare Stein hatte die Größe eines Straußeneyes; man hatte ihm einen eigenen Tempel erbauet, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet; da nun nur alle übrigen Smaragden als Abkömmlinge von ihm ansahe, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen.

Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hat man indeß stets vergeblich sich bemühet zu entdecken, und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren geschenkt genug, sie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken.

Man sieht auf der Karte der Wettmesser von der Provinz Quito den Smaragdenfluß, der unter 55° nördl. Breite ins Meer fließt, nachdem er mehrere kleinere Flüsse aufgenommen hat; und etwas landeinwärts ist gegen 42° nördl. Breite ein Gebirge angegeben, das man für diese Smaragdengrube halten will.

Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsere Waaren und Arbeiten einen völlig anderen Werth bestimmt hat.

Auch konnte die Masse des von den Indiern der Erde entrissenen Metalles nur sehr geringe seyn. Sie kannten nicht einmal das Eisen, um sich die Oeffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntnisse des Bergbaues.

Alles Metall, Gold oder Silber, kannten ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Gewäscherey, oder durch zu Tage hervorgewaschenes gediegenes oder doch wenig gemischtes, durch leichtes Schmelzen vom Gestein zu scheidendes Silber zukommen.

Dies waren daher nur die Lemmen, die Anhängezeichen des großen unterirdischen Schatzes, der dereinst die Welt in Sturm und Verheerung setzen sollte.

Auch ergeben dies die Summen, welche Pizarro damals aus jenen Kostbarkeiten der Inka erhielt. Sie betrugen bei weitem nicht den heutigen Metall-Gewinn einiger Jahre. Zarate, ein gültiger, damaliger Schriftsteller bezeugt, daß der unglückliche Inka Atahualba nicht vermögend gewesen sey, anderthalb Millionen Pia-ster seinen Mördern als Lösegeld anzuweisen; und die

Bekleidung der Hauptstadt mit allen Schätzen des Tempel und Pallaste, hohe sich noch nicht auf 10 Millionen belaufen. Wenn man bedenkt, daß zu dem Anhäufen dieser Schätze die Regierung von 14 Inka, wovon mehrere gegen 30, ja einige sogar 50 Jahr sollen regiert haben, erforderlich gewesen sind, so mag man auch diese Regierungen noch so kurz abkürzen, und das Alter des Peruanischen Reichs noch so sehr vermindern, immer bleiben wenigstens mehrere Jahrhunderte übrig, um 12 Millionen solchem Gehalte abzugewinnen, die heutzu unsern Tagen, nach so vieler Bemühung, schon in zwei einzelnen Jahren eine gleiche Summe aus ihren Eingeweiden liefern.

Peru besitzt, so viel wir wissen, außer den beiden edlen Metallen, Kupfer, Blei, Zinn, Quecksilber, Halbmetalle und an andern Fossilien auch bedeutende Steinsalzgruben. Es wäre schon an sich selbst unwahrscheinlich, daß die mit dem Eisen sonst so überall freigebige Natur allein so großes Land daran Mangel leiden ließe; fand doch auch unser bergkundige Landsmann Helms selbst in den berühmten Silberminen von Potosi, eisenschüssige Quarzgänge, vielen Eisenspath, kurz das Eisen unter mehrerer Gestalt und Mischung. Freilich bauet man da nur selten auf Eisen, wo man auf Silber bauen kann; dennoch giebt der ältere spanische Mineralog Arph. Barba drei wirkliche Eisenminen für Peru an. Wahrscheinlich bedienten sich die alten Peruaner, da sie

das Eisen nicht kannten, oder vielleicht nur nicht zu schmelzen verstanden, zu ihren härtesten Geräthschaften und Werkzeugen des Kupfers. Barba kannte zu seiner Zeit (1640) 14 Kupferminen in Peru, und 4 Hüttenwerke.

In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drey Arten der Metalle die Grundlagen des Handels und des hohen Werths dieses Reichs; nämlich Gold, Silber und Quecksilber. Von diesen Metallen zählt der Mercurio Peruviano im Jahre 1791 nur allein in den 7 Intendantschaften des eigentlichen Vicekönigreichs Peru, nämlich: Lima, Truxillo, Tarma, Hu(Gu)amanaa, Cuzco, Arequipa, Guancavelica und Huancavelica, 69 Goldwerke, 784 Silber- und 4 Quecksilberminen, außer 4 Kupfer- und 11 Bleibergwerken.

Hier fehlen aber, da jetzt Quito und Buenos Ayres vom eigentlichen Peru getrennt sind, sehr bedeutende Bergwerke, die nach unserer allgemeinen Uebersichtsart mit aufzuführen seyn müßten. Im ersten finden sich die Gold- und Silberbergwerke von Cuenca; im zweyten aber sind noch mit weit größerer Reiche, die von Potosi berühmt. Letztere verdienen daher einer besondern Anzeige.

Indeß ist schon die Ausbeute der Minen jener jetzt zu dem eigentlichen Peru gerechneten Provinzen allein genommen, außerordentlich. In 20 Jahren (von 1570

bis zu Ende von 1789 gaben sie 35355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739763 Mark Silber.

Schätzt man die Mark Gold zu 125 Piaster, und die Mark Silber zu 8 Piaster, so beläuft sich der ganze Werth jener 10 Jahre über 46 Millionen und 221280 Thaler.

Auch scheint es nicht, daß dieser Gewinn sich vermindert habe, da diese letztern 10 Jahre über 38 tausend Mark Silber mehr als in den vorletzten abwarfen.

Eine eigene, hier zweckwidrige Arbeit würde es erfordern, die Werthe der einzelnen Bergwerke des großen Reichs gehörig aus einander zu setzen.

Unsern Lesern wird es genügen, ein Paar der wichtigsten Fundgruben jener Reichthümer der Welt genauer kennen zu lernen.

Das Bergwerk, welches zuvor gar nicht mit in Anschlag kam, das aber so lange berühmt, so oft von Prosaikern und Poeten erhoben ist, verdient hier wohl den ersten Platz.

Das Gründlichste hierüber gab uns abermals ein Deutscher, der Hütten-Direktor Helms, dessen vorzügliche Bergwerkskunde ihn unter dem berühmten General-Direktor, Baron von Nordenflicht, aus Polen nach Peru rief.

Die Bergstadt Potosi, jetzt in dem Erzbisthum Plata, es gehört selbst unter Buenos Ayres, gegen den 19ten Grad südlicher Breite und nach einigen Karten gegen

den großen Grad der Länge von Peru, hat seit der Entdeckung ihrer reichen Silberminen einen so außerordentlichen Zuwachs von Menschen erhalten, daß unser Bergmann sie auf 100 (?) tausend Köpfe schätzt. Sie bestehen in Spaniern, Kreolen, Indianern und Sklaven. Und wenn die unbedeutende Miliz von 500 Mann, wovon nur die Hälfte wirklich bewaffnet ist, alles in Ordnung zu halten vermag, so kann man sicher auf eine außerordentliche Gutmüthigkeit der Indier schließen.

Die Stadt hält, dem Ulloa zufolge, gegen zwei (Sp.) Meilen im Umfange, aber ihre Umgebungen sind wegen der Höhe des Gebirges, äußerst unfruchtbar. Dennoch ist in ihr der Verkehr sehr groß; ja nach Lima, der Hauptstadt von Peru, stärker als in einer noch so fruchtbar gelegenen Stadt.

Ihre Kirchen und Klöster sind außerordentlich reich an getriebener und massiver Silberarbeit.

„Das große Silberbergwerk findet sich in einem „konischen Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in „dessen ganzen Umfange von beinahe 6 Meilen man „über 300 Gruben zählt. Sie kommen aber bei der „großen Unkunde der frühern Bergbauer mehr Raub„gruben als wahren Gruben gleich.“ (Helms.)

Es ist allerdings ein Beweis von der innern Metallfülle dieses Bergwerks, daß nach einer Bearbeitung von mehr als 250 Jahren noch jetzt eine so reiche Ausbeute daraus erhalten wird. Ein Zufall gab Anlaß

für Entdeckung derselben. Der arme Indianer Hualca aus Porco sah sich 1545 beim Verfolgen von Wildpret, vielleicht wilden Guanaken, auf dem steilen Gebirge gezwungen, sich an einer hervorstehenden Baumwurzel fest zu halten. Sie gab nach, und indem er sie hervorriß, blieben an der Erde zwischen den Wurzeln mehrere Klumpen von gediegenem Silber hangen. Bei seiner Bergmannskunst schmolz Hualca das Silber, und grub oder hob nun täglich, ohne irgend jemand seinen Fund zu entdecken, von diesem damals der Oberfläche nahe gelegenen Silber beträchtliche Quantitäten zu seinem Verbrauch.

Der wachsende Wohlstand des Hualca ward zuerst von seinem Freunde, dem Indianer Guanka, bemerkt. Die Freundschaft bewog seinen endlich, den Bitten des Guanka nachzugeben und diesem seine Schätze zu entdecken; dennoch zeigte er ihm nur eine minder vortheilhafte Ader im Gebirge, sie war schwerer zu bearbeiten. Der Zwist, welcher hiedurch unter den beiden Schatzgräbern entstand, endigte sich damit, daß der letzte die Sache seinem Herrn, dem Spanier Allarroel, entdeckte, der dem ordentlich, nach festgesetzten Regeln, davon Besitz nahm, und am 21sten April 1545 die Minen eröfnete.

Die zuerst entdeckte Grube benannte er Descubridora (die Entdeckerin); ihr folgten in wenigen Tagen drei andere nach, und diese 4 Hauptadern sind als sehr

das das hiezu ebenfalls nothwendige Salz aus den Minen von Yocalla sich gleich neben Potosi findet.

Von diesem Steinsalz würden hier täglich gegen 15 Centner verbraucht (Barba). In jetzigen Zeiten arbeiten 13000 Menschen an diesem Bergwerke, und die königliche Münze von Potosi lieferte jährlich für Rechnung der Krone gegen 600000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold (Helms).

Dies sey genug von diesem unerschöpflichen Silbermagazine.

Die Anwendung des Quecksilbers bei den Minen von Potosi führt uns sehr schicklich zu den berühmteren Minen, welche dieses Halbmetall für ganz Peru erzeugen, zu den Minen von Huancavelica.

„Diese reiche Quecksilbergrube liegt in der Intendanzschaft Guamanga, unweit der Stadt Huancavellica, „etwa im 13ten Grade der Breite, auf einem Gebirge, „dessen Oberfläche, innerhalb der Schnee-Cordilleren, „auf einer Höhe, die der von Potosi fast gleichkommt, „aus mehrern sanft gewölbten Kegeln besteht, die viele „Thäler zwischen sich bilden. Das Gebirge selbst, sagt „Helms, ist hier nach und nach in ein einfaches Sandsteingebirge übergegangen (der Reisende kam von Potosi, also von S. S. O.), und hat in dieser Gegend „wegen seiner horizontalen Lage und wegen seiner Gleichförmigkeit mit Flötzgebirgen, die noch immer unge-

„mein edel an Gold, Silber, Kupfer, Queckſilber und „allen übrigen Halbmetallen und Salzen ſind.“ Welch ein Metall-Land! denn dieſer Bergkundige nennt viele neue Gruben reich an Gold-, Silber- und Kupfererzen dieſer Gegend, die noch unbenutzt da liegen.

Das Queckſilbererz von Huancavelica ward nach Einigen zuerſt 1566, durch den Portugieſen Garces, entdeckt, als er die Schminke der dortigen Indianer, die ſie Limbi nannten, für wahren Zinnober erkannte. Andere ſetzen hingegen die Entdeckung eines Indianers, mit Namen Navincopa, der bei dem Spanier Cabrera in Dienſten ſtand. Cabrera unternahm dann ſogleich die Bearbeitung der Grube. Indeß ſollen bereits die alten Peruaner eben wegen jener Farbe dieſe Minen bearbeitet haben.

Der Hauptnutzen dieſes Bergwerks, der Verbrauch des Queckſilbers zur Amalgamation, oder Ausſonderung des Goldes und Silbers aus den Erzen, fällt aber nur erſt auf das Jahr 1571; der Spanier Velaſcar unternahm dies zuerſt, und zwar mit glücklichſtem Erfolge.

Anfänglich ward das Bergwerk von Gewerken betrieben, allein ſchon 1570 erkaufte es die Krone von Cabrera; nachmals iſt es auch ſtets ein königliches Eigenthum verblieben.

Die Ausbeute war vormals ſehr groß. In den 5 Jahren, von 1571 bis 1576, betrug ſie über 9000 Centner, ja innerhalb der zwei Jahre, 1646 bis 1648,

hat das doppelte, nämlich zwischen 17 bis 18000 Centner.

Die ganze Summe des seit 219 Jahren bis zu Ende von 1789 gewonnenen Queckſilbers beträgt 1,040452 Centner; hiernach wäre die jährliche Ausbeute (mittlere Zahl) gegen 4751 Centner. Allein für die letztern Zeiten rechnet man dann viel zu hoch; alles hat ſich ſehr vermindert. Heinz fand, daß man in den Jahren 1787 u. f. noch nicht 1500 Centner für die Krone erzielte; 1790 nur 1469, ja oftmals nur 1300. Daher mußte dann der Preis des Queckſilbers ſelbſt beträchtlich ſteigen. Sogar in den neuesten Zeiten machen wenige Jahre einen bedeutenden Unterſchied. So galt im Jahre 1786 der Centner Queckſilber nur 60 Piaſter, hingegen im Jahre 1791 war er auf 73 Piaſter geſtiegen. Freilich hängt dies mit von der minderen oder ſtärkern Ausbeute der einzelnen Jahre ab; indes verliert die Krone dennoch ſtets mehr. Nur die Abgabe von dem durch die Gewerke gewonnenen Silber- und Golderze im ganzen Reiche, welche $\frac{1}{5}$, bei ſchlechtern Zeiten auch nur $\frac{1}{10}$ beträgt, muß den wirklichen Verluſt der Krone einigermaßen entſchädigen, und hiedurch noch die Fortſetzung der Queckſilberbergwerke bewirken. Denn wirklich arbeitet man jetzt hauptſächlich nur auf den ſogenannten Alten Mann.

Gewohnt bei dem Silber, als bei dem Queckſilber von Guanvelica iſt eine der Hauptverſchwernisse der Mans

gel der Feuerung. Es fehlt beiden Gebirgen das Holz gänzlich, alles Brennmaterial muß durch Lastthiere herbei geschleppt werden, und selbst die trockne Grasart Ichor genannt, wodurch ein großer Theil der Heizung und Schmelzung geschieht, wird kostspielig. Die Hauptursachen des Verfalls des metallreichen Berglandes sind hierin gründlich verwandelte Heimsmehr in die Unwissenheit der Bergbauer und Hüttenleute, in Unredlichkeit der großen Officianten, so wie in dem Mangel an Achtsamkeit der dortigen Bergbedienten und der Fahrlässigkeit der höhern Beamten, wodurch die armen Indianer gedrückt, die Bergbauer aber gar nicht unterstützt werden.

Dennoch ertönt der Hang der Peruaner auf unterirdische Schätze oftmals in wahren Unsinn auch kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin sich nur ein Aederchen von Silber zeigt, so pflegen oftmals die Unverständigen gleich ihre ganze Habe auf, um diese (vielleicht nur vorgeblich) neue Mine weiter zu erforschen, und sich dadurch zum Ersatz hiezu zu arbeiten. Wenn dann auch Hunderte dadurch an den Bettelstab gerathen, so überspannt ein einziges Stückchen gold- oder silberhaltiges Erz die schon in Schwingung gesetzte Kraft des Enthusiasten. Er verwirft gleich jenen, aber die Masse der auf die Weise den Eingeweiden der Erde entrissenen edlen Metalle wird vermehrt, und erneut eine stärkere Circulation.

Unter den kaum aufzuzählenden Bergwerken von Peru liefert das Gebirge von Lauricocha gleichfalls ein bedeutendes Beispiel von der Üppigkeit der hiesigen Natur in Hervorbringung reicher Metalle.

Lauricocha ist mit Recht auf zweifache Art berühmt. Aus dieser Gegend leiten die meisten Geographen die Quellen des größten Flusses der Erde her, und in den umherliegenden Gebirgen erzeugt sich ein ungeheurer Metallschatz.

Das ganze hieher gehörige Gebiet umfaßt wahrscheinlich fehr viele Quadratmeilen. Es ist dies ein Theil der kalten Sierra. Die hohen Ebenen von Bombon in der Intendantschaft Tarma, 40 Meilen östlich von Lima, betragen über 15 Meilen in der Länge und beinahe 6 in der Breite. Auch der See Chincha y Cocha liegt darin, und außer den Quellen des Maranon entspringen darin mehrere Flüsse.

Die neuesten Nachrichten geben hier über 6 bedeutende Bergwerks-Reviere an. St. Rosa war sonst besonders wichtig darunter. Unser Landsmann Heinz fand hier außer dem Silber auch Eisen, Kobolt und andere Mineralien, worauf aber begreiflich nicht gebauet wird. Der ganze Berg von Lauri oder Jauricocha, wie er schreibt, ist ein Meer Zinn, dessen Länge eine halbe Meile fortstreicht, und dessen Breite wohl nicht geringer ist. Es nehmen mehr als 200 Privat-Bergbauer daran Theil, und erstehen, selbst bei der un-

kundigen Bestechung wegen 200 tausend Mark Silber. So viel feines Silber wurde auch im Jahre 1789 aus den 15000 Centner (zu 50 Centner) in der königlichen Silberschmelze von Pasco zu gute gemacht.

Pasco ist ein kleiner Bergflecken, der nur 2 Meilen (Lieues), von dem Gebirge Lauricocha entfernt liegt; hier befindet sich ein Subdelegat der Regierung von Tarma für die Justiz, wie auch die Bergofficianten, viele Bergintereſſenten und die königl. Hüttenwerke.

Auch diese Reichthümer entdeckte ein Zufall. Der Hirte Huari Capcha trieb seine Heerde auf die Höhen von Lauricocha. Da er sich genöthigt sahe, hier zu übernachten, so machte er Feuer an, und fand zu seinem Erstaunen bei Tagesanbruch unter der Asche viele Klumpen von geschmolzenem Silber. Er zeigte dies dem Don Juan Ugarte, an einem reichen Manne, der in der Nähe in dem Thale Huarica wohnte.

Don Ugarte untersuchte den Ort, fand mehrere Metallspuren und ließ nun die Gegend mit großen Vorrathe bearbeiten. Sogleich zog der Ruf dieses Schatzes viele Bergbauer hieher; in kurzem sahe man ein bedeutendes Etablissement, wo kurz zuvor keine Spur eines Obdachs vorhanden war.

Drittehalb Meilen im Westen von diesem metallreichen Boden zeigt sich ein seltenes Phänomen: der cylinderförmige Berg Paca. Er ist gänzlich aus einem weißen Granitporphyr seiner Textur gebildet, der in Gro-

Landen für Bedürfniss ist, wirft man Gallus davon ins Wasser, so verändert der Strom seine Farbe, er wird dunkelblau; man nennt ihn Rio de Vacas.

Wer könnte alle die reichen und merkwürdigen Minen von Peru durchgehen? So gieng Ulloa von einem Bergwerke zu Huantajaya in der Provinz Arica Nachricht, das unter den neueren eines der berühmtesten war. „Es war so reich, sagt er, daß die ganze Ader „in ihrer Breite als gediegenes Silber bestand, wes„wegen mit Eisen und Schlägel losgeschlagen wurde. „Es hieß daher mit Recht die Silbergrube, denn „überall, wo man hinsah, fand man Silber, es gab „Stellen, woselbst die Ader Knoten hatte, die als dicke „Silberstücke gebrochen wurden.“ Schade nur, daß die Erhebung dieses großen Schatzes durch die Unfruchtbarkeit, durch den Wassermangel der dortigen Gegend und durch die beträchtliche Entfernung von einem Ausfuhrplatze so viele Kosten erfordert. Der Cerro Huantajaya, der nächste zur Ausfuhr, ist zwei Meilen entfernt. Indeß ist diese Mine ein neuer Beweis des unermeßlichen Reichthums von allen Metallen dieses Landes. Oftmals zeigt dies ein ungeahneter Zufall. So stürzte vor 80 Jahren, unweit der Stadt la Paz, ein großer schwangerer Theil eines Gebirges herab, an dessen Fuße sich eine Goldwäscherey befindet. Man schied aus dem Gerölle gediegene Goldstücke von 50 Pfunden, und kleinere von 2 Pfunden, auch spürt der Neger oft noch

seht (1787) Stücke von 2 Unzen hervor. Die Stadt la Paz, in dem Gouvernement von Buenos Ayres, gewann durch jenes einzige gestürzte Felsenstück 80000 Piaster (Hellis).

Die Minen von Huantajaya, woselbst sich das Silber in großen Massen 12000 Fuß hoch über der Meeresfläche erhoben findet, enthält in diesen rauhen, so hoch gelegenen Metallgängen dennoch versteinerte Muscheln (v. Humboldt).

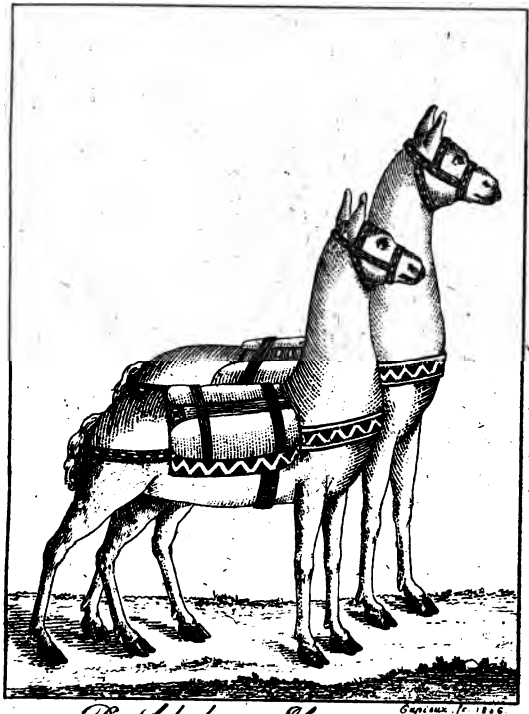
Die Provinz la Plata führt wegen ihrer allgemeinen Silberhältigkeit diesen Namen; und Helms Untersuchungen zufolge, scheint der ganze Gebirgsrücken von Tucuman nach Peru edel zu seyn. „Kurz, sagt er, „der Ueberfluß dieser Königreiche ist dermaßen groß, „daß der Bergbau bei mittelmäßigen metallurgischen „Kenntnissen und Antrieben, weit über die nöthige „Quantität edler Metalle für die ganze Welt liefern „würde.

Mit Recht hält er es aber dem Handel sehr zuträglich, daß keine gar zu überwichtige Masse dieser Metalle in Umlauf kommez so daß selbst von den 50 Millionen, die in jährlich in geschlagenen Piastern aus der neuen Welt nach Europa gehen, ein beträchtlicher Theil jährlich nach Asien für dortige Produkte gehohlt würde, sonst würde, glaubt er, das Gleichgewicht der Preise dieser Metalle selbst, und hierdurch der Warenhandel beträchtlich gestört werden.

zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Llacama wahre Verehrung.

„Ehe sie anfangen, sich dieser Thiere zum Lastragen „zu bedienen, stellen sie ein eigenes Fest an, wodurch „sie sie gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaf„tern aufnehmen. Innerhalb des eingeschlossenen Ho„fes bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen „wollenen und seidenen Bändern und Büscheln den „Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kin„dern zu einem Gastmahle von Chicha, (einem gegohr„nen Trank aus Maiz) Brandtwein und gerösteten „Maiz, ein. Nun beginnt der Tanz nach der Musik „von kleinen Trommeln und Pfeifen zugleich, mit dem „Schmause.

„Während dieser Lustbarkeiten, und sie dauern oft „ein Paar Tage, gehen sie fleißig zu ihren geliebten „Thieren, die sich hiebei in einer Ecke des Hofes befin„den, umarmen sie, machen ihnen tausend Liebkosun„gen, halten ihnen Totumas, oder Flaschen mit Chicha „und Brandtwein vor das Maul, und ob diese gleich „nichts davon genießen, so glauben die Indier dennoch „ihren künftigen Hausgenossen ihren guten Willen be„zeugen zu müssen. Dabei reden sie mit ihnen auf das „freundschaftlichste, sagen ihnen viele Schmeicheleien, „als wären es vernünftige Wesen, mit denen sie in ge„naue Verbindung treten wollten. Ist das Fest been„digt, dann erst fangen sie an, die Thiere zum Lasten



Das beladene Llama.

UNIV.
MICH.

„gen zu gewöhnen. Auch dieß geschieht indeß mit vie„ler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich dem „gewöhnlichen Schritt des Thiers gefallen, und da das „Lacma ein sanftes, ruhiges, gelehriges Thier ist, so „horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht re„gieren.“ (Ulloa.)

Ohne zu galoppiren, noch zu trottiren, geht es dem noch nicht langsam, und hat dabei, selbst das den Gewohnten, diesen so sicheren und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient.

Das Lacma trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Centner, und die Erfahrung zeigt*), wie das Thier zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt wird. Hat man es aber überladen, sucht man es zu übertreiben, und wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem klaglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers sind dann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen, und stirbt. Einige behaupten, man thue sie durch schmerzhaftes Pressen der Zeugungstheile dennoch zum Weitergehen zwingen.

Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, verzehren. Sie legen sich sodann nieder, um auszuruhen, wiederzukauen und neue Kräfte zu sammeln. Beim Niederlegen knien sie und

*) Man sehe das Kupfer.

zahme Thiere ei
gegen das Llacma
„Ehe sie anfan
„zu bedienen, si
„sie sie gleichsam
„dern aufnehmen.
„fes bei ihren
„wollenen und
„Kopf. Sie
„dern zu einem
„nen Trank au
„Maiz, ein.
„von kleinen
„Schmause.
„Während
„ein Paar
„Thieren, die
„den, umarm
„gen, halten
„und Brandt
„nichts davon
„ihren künfti
„Zeugen zu m
„freundscha
„als wären
„dinc Wort
„dicht, dann

So ähnlich dieses Thier auch dem Llama ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. Die Vikunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgiebel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wildheit. Sie flieht den Menschen, wenn sie ihn, selbst in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köstliche Vigogne-Wolle.

Da diese Thierart eben so furchtsam, als flüchtig ist, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Diese Gesellschaft von Jägern nennt man Chacos. Es ist sehr schwer, diese Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem sie Heerden von Vicunnen weiden sehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halses des Thiers. An diese Stricke werden rothe oder sonst stark gefärbte Lappen in gewissen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen, vermittelst eigends dazu abgerichteter Hunde, zusammen zu treiben. Die große Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen durch das Uebersetzen über die Stricke zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie ihr

ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper sie gänzlich bedeckt; dabei halten sie aber stets den Hals gerade empor.

Das Llacma geht 6 Monate trächtig, wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. In der Brunstzeit und im Zorne giebt es einen bösen Laut von sich, und wirft einen schaumartigen Speichel, wie das Kameel, um sich.

Die alten Thiere werden von den Indianern gegessen; das Fleisch soll dem Schaafsleische ähnlich seyn, nur schmackhafter; auch bedienen sich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz groben Decken u. dgl.

Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieser Thierart noch bedeutender als in unsern Zeiten.

Sowohl die Aehnlichkeit der Thierart, als dessen Heimath, berechtigt den Leser, hier eine genauere Nachricht von der Vigogne zu erwarten.*)

Die Vicunna (Camelus Vicunna corpore lanato lanugine rostro nimo obtuso, cauda erecta) ist kleiner und schmächtiger als das Llacma; sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf rund, hat dabei zwei Euter aufstehende Ohren, höhere Füße und feinen Wuchs.

*) Man sehe das Kupfer im vorigen Jahrgange, Seite 18.

So ähnlich dieses Thier auch dem Lama ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. Die Vikunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgiebel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wildheit. Sie flieht den Menschen; wenn sie ihn, selbst in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köstliche Vigogne-Wolle.

Da diese Thierart eben so furchtsam, als flüchtig ist, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Diese Gesellschaft von Jägern nennt man Chacos. Es ist sehr schwer, diese Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem sie Heerden von Vicunnen weiden sehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halses des Thiers. An diese Stricke werden rothe oder sonst stark gefärbte Lappen in gewissen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen, vermittelst eigends dazu abgerichteter Hunde, zusammen zu treiben. Die große Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen durch das Ueberspringen über die Stricke zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie an

gen geschickt über die Beine werfen, tödten sie, und ziehen ihnen sofort die Haut ab.

Oft setzen sich hiebei die Jäger gefährliche Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnen-Häute zurück. Bei einem so kostbaren Thiere ist dies eine desto mehr zu verwerfende Jagd (auch ist das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu scheren, sie sodann wieder frei zu lassen, auf die Weise mehrere Jahre ein und dasselbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen und so den Anwachs dieser einträglichen Thiere zu vermehren.

Diese Jagd schlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca, oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna, und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den scheuen Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbte Farben nicht achten, über die Stricke, und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die Felle der Vicunnen werden von den Jägern in Packen oder Bündel zusammen gebunden und den Kaufleuten ganz unversehrt geliefert. Dies ist nöthig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten.

Diese äußerst sanfte, seidenartige, zarte Wolle ist theils blaßroth, wie Rosenblätter, theils graulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, so hingegen die gröbere des Alpaco zu stärkeren Zeugen, auch zu Hüten benutzt wird. Man vertheilt die Vigognen-Wolle in mehrere Sorten: 1) die supra fine, ist dick, seidenartig, wollreich und warm; 2) die Carmelins oder Bastard; 3) Pelotage, Klumpenwolle, weil sie nur aus verwickelten Klumpen besteht, daher auch nur zu schlechten Sachen, z. B. Hüten, verarbeitet wird. Die erste liefert dagegen die treflichen Vigogne-Tücher, wovon die Ell bei uns oft 20 Rthlr. kostet.

Den gesamten Werth aller Vigognen-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10000 Piaster; hier ist indes die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili.

Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen.

Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Vorschläge, welche deshalb verschiedentlich in Frankreich unter den letzten Königen geschehen sind, scheinen nicht mit hinreichender Rücksicht auf das Klima gemacht worden zu seyn. Die Vicunnen würden vielleicht das Mis-

viel, worauf die Vicunna gedeihen würde, und wenn man sie denn nicht, wie in Peru, bei den Jagden tödte, sondern ihnen nur die Wolle abschöre, so gienge wahrscheinlich ein trefflicher und wichtiger Handelszweig dadurch hervor.

Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern, natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihm weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen der Geier, sagt v. Humbold, lockt die Raubsucht auf die zartwolligen Vicunnen in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergkolossen in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schaafen, welche an den Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Cuntur vor hoch geflogen, ließ er es fallen, fieng es wieder, und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man es dann damit aus dem Gesichte verlohr.

Der Condor (Vultur Condor, caruncula verticali longitudine capitis) ist fürchterlich stark, aber nicht ausserordentlich groß. Er hat 8- bis 11 Par. Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier

tödtete, hielt 9 Fuß. Er ist dabei gutmüthig und fällt nie Menschen an. (v. Humboldt.)

Ulloa behauptet, man zähme sie in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe ist schwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleischiger, fast Knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderschädel bedeckt.

Wir erwarten die bis jetzt fehlende Abbildung und genauere Beschreibung dieses stärksten Vogels von Hrn. v. Humboldt.

Der Condor tödtet selbst junges Rindvieh, und die Indianer suchen diese schädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man schlachtet ein schlechtes Stück Vieh, und bestreicht das Fleisch mit Säften von Kräutern, die es stark betäuben. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleisch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt sodann über dieses ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erschlagen. Indeß ist das Thier so stark, daß oft ein Mensch bei diesem Kampfe mit dem Flügel zu Boden geschlagen wird.

Jetzt wenden wir uns zu dem wichtigsten Nutzen der Heimath dieses amerikanischen Raubvogels, der Gebirge der Andes; wir betrachten sie als die Werkstätten zur allgemeinen Bewässerung der südlichen neuen Welt.

Sind diese Werkstätten riesenmäßig, so darf man auch mit Recht die größte Bewässerung hier erwarten. Das ungeheuerste Kettengebirge der Cordilleren der Andes muß, seiner Natur nach, ungeheure Ströme erzeugen. Und wenn mithin auch dereinst die Population von Südamerika zunimmt, wenn daher Lagunen ausgetrocknet, Seen abgeleitet, Wälder ausgehauen und ihr Boden urbar gemacht würde, so mag dies zwar die Masse der heutigen Feuchtigkeiten mindern und dem Menschen ein günstigeres Clima zubereiten, allein so lange jenes kolossalische Gebirge kolossalisch bleibt, müssen sich hier die größten Flüsse der Erde erzeugen. Der mächtigste Strom der ganzen Erde eröffnet hier mit Recht die Reihe.

Der Maranjon oder Amazonen-Fluß wird zwar aus mehreren Quellen gebildet; allein der Theil des hohen Gebirges um den See Lauricocha (unter 10° 14'), welcher uns bereits durch seine Silberhaltigkeit als höchst wichtig bekannt worden war, hat sicher hieran sehr großen Antheil. So wie aber bei der Donau das kleine Becken in dem Hofe des fürstlichen Schlosses zu Donaueschingen zwar einige Quellen enthält, woraus die Gewässer der Donau vermehrt werden, die bedeutenden wahren Quellen aber eigentlich in den großen nunherliegenden Höhen des Schwarzwaldes zu suchen sind, so ist auch die hohe Lage des Sees Lauricocha und die große Höhe der ganzen dortigen Alpen-Gegend als

Umgebung dieses Sees, der Hauptsitz der Quellen des Maranon.

Diese Quellen des Maranon haben aber, vielleicht zufällig, schon in ältern Zeiten eine ehrenvolle Auszeichnung erhalten. Man findet nämlich an der Mündung des Sees verschiedene Pyramiden von Stein, jede einige Ellen weit von der andern entfernt. Man hält sie für die Ruinen einer Brücke, die die Yukas dort erbaueten. Es finden sich nämlich in einer kleinen Entfernung Ueberbleibsel der Yuka-Heerstraße (Chaussée), welche allerdings unsere Bemerkung verdienen.

Das große und hohe Schnee-Gebiet von Lauricocha ist aber eine so reiche Mutter bedeutender Flüsse, daß es hier einer genauern Anzeige werth ist. Denn die Gewässer, welche daraus als Quellen des Maranons angegeben werden, stehen denen weit nach, welche sich ebenfalls hier für den Hual- und Guallaga und den Ucayale bilden. Etwas südlicher als der See Lauricocha ist nämlich auf eben diesen Höhen der See Chiquiacoba oder Chincacocha gelegen, und aus diesem entspringt (nach den Berichten des P. Sobreviela von 1790) unter 10° 57′ südl. Breite der Huallaga. Er führt anfänglich den Namen Hu(Gu)anacu, fließt zuerst gegen Norden, nimmt viele kleinere Flüsse, die gleichfalls alle innerhalb dieses Gebiets entspringen, in sich auf, wird aber wegen der vielen gefährlichen Stürzungen nur erst (unter 9° 22′) da, wo sich der Monzon in ihn

einmündet, schiffbar. Von hier wird sein Lauf ruhiger, obgleich sehr viele Flüsse in ihn treten; bei seiner östlichen Abweichung von den Cordilleren wächst die Summe seiner Arme und bildet mehrere Inseln. Bald darauf erhält er eine solche Größe, daß er zu Zeiten die fruchtbarsten Länder meilenweit überschwemmt und sich endlich mit einer Weite von einer halben Seemeile und 28 Faden Tiefe (unter 5° 4′) in den Maranon ergießt.

Noch viel bedeutender ist aber der gleichfalls in den Ebenen von Bombon aus jenem See Chinchaycocha erzeugte Ukayale.

Dieser wird, den gültigsten Zeugnissen zufolge, für den wahren Stamm des Maranon gehalten. Auch ward er bis 1687 Apo-Paru, das ist Gran Paro, genannt, woher der Name Gran Para, den man nur erst nachmals dem kleinern Flusse Tunguruа (so hieß der Maranon bis zu dem Jahre 1707, da der Pater Fritz seine Karte von diesem Flusse gab) dem Amazonen-Flusse beilegte. Ferner sind sehr bedeutende Flüsse, z. B. der Apurimac, der Paucartambo, die südlichen Wurzeln des Ukayale, bereits schiffbar, ehe einmal der Maranon erzeugt ist. Kurz, ohne noch mehrere Gründe hier anzuzeigen, gebührt dem Ukayale der Rang vor dem Maranon.

Der Ukayale heißt bei seinem Ursprunge aus dem erwähnten See, Tapa oder auch der Fluß von Tarma, und läuft anfänglich bis gegen den 12ten Breitengrad

südlich, wendet sich sodann gegen Osten, woselbst er den, 4 Grade südlicher entspringenden, grossen Apurimac antrifft. Mit diesem vereinigt gehen beide gegen Norden, und nehmen bald darauf (unter 11° 18') den Perene auf, der quer durch die Stadt Tarma fließt und gleichfalls aus dem hohen Gebiete von Lauricocha entsprungen ist, so wie auch den Xauxa (Shaucha), der sich dann ebenfalls mit dem Ukayale vereinigt. Auf eben diesen Höhen entsteht der Pachitea; er mündet sich (etwa unter $8\frac{1}{2}$°) in den Ukayale ein, nachdem sich 40 ansehnliche Flüsse nur allein in diesem Zwischenraume dem Hauptflusse zugesellet haben. (P. Girbal.)

Nun erst von jetzt an fließt diese vereinigte Wassermasse unter dem neuen Namen Ukayale. In ihm ergießen sich allein von Westen her, denn die östlichen Gegenden sind selbst in unsern Zeiten wenig gekannt, über sechs ansehnliche Ströme (der Manoa, Curyiabatay, ist hievon besonders merkwürdig), und so bildet er große vielfache Inseln, und eilet in der Richtung von N. O. seinem Mitbuhler, dem Maranon, zu.

Ihre Vereinigung geschieht unter 4° 45' nahe bei der Stadt oder Ortschaft der Omaguas. Selbst Condamine gesteht, daß hier der Ukayale weit größer und weit mächtiger ist, als der Maranon; daß daher die Gewässer des letztern bei ihrem Zusammentreffen mit dem Ukayale von diesem zurück getrieben, zu einer andern Richtung gezwungen wurden, und daß es daher mit Recht

unentschieden bleibe, welcher von beiden der Hauptstrom genannt werden dürfe.

Wir dürfen den Huallaga und den Ukayale aber nicht verlassen, ohne uns mit dem herrlichen Erdstrich, welcher durch ihre Einfassung gebildet wird, bekannt zu machen. Dies ist die große Ebene, die unter dem Namen Pampa del Sacramento bekannt ist. Es giebt, sagt P. Sobreviela, in keinem Theile von Amerika einen Erdstrich, der sich bei der trefflichen Lage so großer Fruchtbarkeit rühmen kann. In Westen wird er vom Huallaga, in Norden vom Maranon, in Osten vom Ukayale und in Süden von den beiden kleinern Flüssen, dem Mayro (etwa gegen 9° Breite) und dem Puzuzu, begrenzt. So liegt hier ein Gebiet von etwa fünftehalbtausend □ Meilen, fast inselförmig von den größten Strömen umgeben, die ihm den Handel mit dem Atlantischen Meere, also fast mit der ganzen Erde, zusichern, von andern nicht unbedeutenden Flüssen reichlich bewässert, und in Verbindung mit den Hauptprovinzen der südlichen neuen Welt.

Der herrlichen Lage des Landes entsprechen denn gleichfalls die Erzeugnisse der Natur. Ein Zweig der Andes, der von Westen nach Osten von Peru aus quer durch das Land läuft, enthält das feinste Gold; es wird häufig vom Regen körnerweise in die Thäler hinabgespült. Die Gewässer des Mayobambo führen große Perlen. Der Reichthum an Fischen ist außerordentlich,

und die großen Grenzflüsse gewähren außer diesen noch den Lamentin und treffliche große Schildkröten. Die Waldungen sind reichlich mit dem schönsten Geflügel besetzt, wovon viele Arten das Ohr eben so angenehm als das Auge überraschen. Freilich finden sich auch hier mehrere Arten furchtbarer Schlangen, und die Bewohner sehen sich oft genöthigt, den Tiger (Jaguar?) zu bekämpfen. Man fängt ihn vermittelst eines Verschlages von starken hölzernen Pallisaden, vorne mit einer Fallthür versehen, in seiner Mitte ist eine zweite Abtheilung, in welche ein Hund gesetzt wird, der, da er sich eingeschlossen fühlt, zu heulen anfängt. Hiedurch wird der Tiger geteizt, sich dem Verschlage zu nähern. Indem er den einzigen Zugang erbrechen, fängt er sich in der Schlinge der Fallthür. Die Indier eilen sodann herbei, ihn zu tödten.

Selbst die Nächte dieses merkwürdigen Landstrichs sind durch große leuchtende Insekten erhellt, (vielleicht durch Laternenträger Fulgora Laternaria?)

Aber besonders herrlich ist hier die Fauna. Bäume vom höchsten Wuchse, mit den wohlriechendsten Blumen und trefflichen Früchten bilden weite Waldungen. Aus ihnen tröpfeln heilende Gummi und trefflich riechende Harze vieler Art.

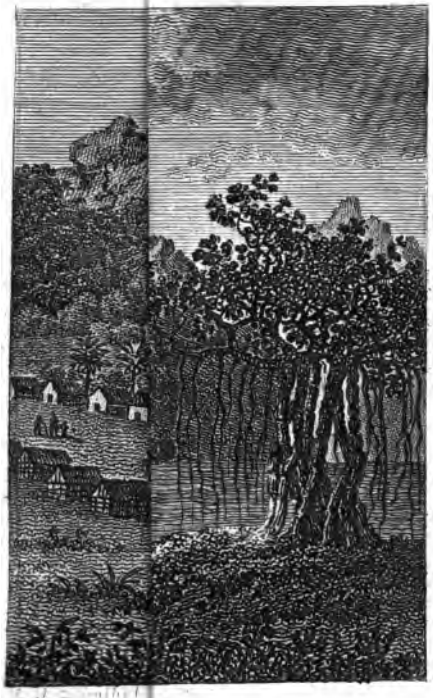
Die Einwohner der Pampas del Sacramento, die Sipibos, Setebos, Panos und Cocamas-Indier verstehen es indeß nicht, diese reiche Natur zu benutzen.

Wann aber dereinst der thätige Europäer sich dort wird angesiedelt haben, Ortschaften und Häfen angelegt, das Ueberflüssige des dichten Waldes hinweggeschafft, die baumartigen Lianen, die durch das Einsenken ihrer wilden herabhängenden Zweige in die Erde ein dichtes Gesträuch zurückgelassen haben, die schädlichen Thierarten, vermindert, den Ueberschwemmungen der Flüsse Dämme gesetzt, dann eröfnet sich dem Handel und dem Spekulationsgeiste ein erstaunliches Feld.

Jedoch wir müssen auf den Maranon selbst bis zu dem Orte zurückgehen, woselbst er schiffbar wird.

Von dem Laurelocha an läuft der Strom mit mehreren kleinen Krümmungen gegen Norden bis Tomependa, vor den unsern liegenden Inseln, auf 60 deutsche Meilen. In dieser Gegend (5° 30′) vereinigen sich ihm östlich der Chuchipe, viermal so groß wie die Seine bei Paris, südlich aber der Chachapoyas, und von dort nähert sich der Zug des großen Flusses, wiewohl nur mählig, dem Aequator.

Seine Heftigkeit und die vielen Felsen lassen ihn, ungeachtet er bereits so viele Flüsse aufgenommen hat, noch stets unschiffbar bis zur Einmündung des Chuchunga, oder vielmehr des Imaza (6° 50′). Von hier bis nach Borja wird die Verschiffung noch durch 13 enge Pässe erschwert, die in der alten Landessprache Pinchu, daher Pongo, d. i. Thor, genannt werden. Der wichtigste und beschwerlichste, der dem Reisenden weiterhin



UNIV. OF MICH.

bevorsteht, ist der berühmte Paß oder Pongo von Manseriche *). Das Flußbette ist, wie bei den übrigen Pongos, verengt, aber dabei von hohen Felsenwänden eingezwängt, und durch hervorstehenden steinigten Grund werden gefährliche Stürzungen und Strudel erzeugt. Der Strom hat sich einen Durchbruch, einen Weg von 2 Meilen (lieues), vielleicht gewaltsam, durch die Cordilleren eröfnet. Ihre Felsen stehen wie hohes Gemäuer lothrecht zu den Seiten des Ganges empor, in welchem der Maranon, der zuvor 250 Klafter weit ist, bis auf 25 zusammen gedrängt, gewaltsam hindurch rauscht, und den Weg von St. Jago bis Borja, von fast 3 Meilen, in einigen 50 Minuten zurücklegt.

So mächtig wirkt hier die Gewalt des Wassers, daß man große Seitenhölen, weiten Hallen, Säle und Kammern gleich, darin ausgeschliffen erblickt.

Die ersten Reisenden, die die Kühnheit besaßen, diesen furchtbaren Paß vor etwa 170 Jahren zu überwältigen, waren einige spanische Soldaten; zwei Missionare folgten ihnen bald nach, und stifteten 1639 die Mission unter den Maynas-Indiern.

Condamine ist es, dessen Unerschrockenheit und Sachkunde wir eine genauere Kenntniß des bewundernswürdigen Weges und seiner Schifffahrt verdanken.

---

*) Man sehe das Kupfer.

Fest gezimmerte Böte wären schwerlich vermögend, der Gewalt des Wassers und den Stößen gegen die Felsen Widerstand zu leisten. Man bauet daher hiezu eigene Flößen von dem dazu benutzten Holze, Balsas genannt. Von diesem leicht nachgebenden zähen Holze, von hellgelber Farbe, die Spanier nennen es Canna-yeja, werden 15 zwölf Ellen lange Balken so zusammen vereinigt, daß sie eine Flöße von einer etwas geringeren Breite bilden, denn die Enge des Pongo erlaubt sie nicht breiter. Die Zusammenfügung geschieht weder durch Nägel noch durch Klammern. Jene sehr nachgiebige elastische, aber zähe Liane, Bindweide, Bejuco genannt, zusammen geflochten, dient sie, wie schon zuvor angemerkt ist, auch zu den hangenden Brücken, bindet die Balken der Flöße so treflich, daß das schwächliche Fahrzeug durch seine Federkraft selbst den härtesten Stößen gegen die Felsen Trotz bietet.

Man bedeckt die Balsa mit einem leichten, aber regendichten Rohrdache, und richtet an den vier Enden und sonst hin und wieder, wo die Verbindung es schicklich erlaubt, lothrechte Pfähle, etwa einer Elle hoch, auf; sie dienen den Reisenden als Rettung, wenn etwa die Balsa unter Wasser kommt; doch tritt sie in solchen Fällen durch ihre Leichtigkeit bald wieder über dasselbe hervor. Die größeste Gefahr besteht aber darin, daß man in einen Strudel, außerhalb des Stromganges, gerathen kann. Ein Missionär, dem dies wi-

derfuhr, blieb zwei Tage hindurch in dem Wirbel; hätte die starke Anschwellung des Stroms ihn nicht wieder in das Fahrwasser gerissen, so kam er vor Hunger um.

Auf einem solchen Fahrzeuge bestand Condamine beim Durchgange durch den Pongo eine andere sonderbare Art von Abentheuer. Der Fluß, dessen Gewässer gegen den Pongo hin abnehmen, war in 36 Stunden um 25 Fuß niedriger worden; Condamine befand sich, außer einem einzige Neger, in der Nacht allein auf der Balsa, denn die indianischen Führleute hatten ihn am Abend verlassen. Eine starke Baumwurzel stand über das niedrige Fahrwasser hervor, drang zwischen die Balken der Flöße, und hob sie hoch empor. Nur durch schnelles Losmachen von dem Baume erhielt der seltene Mann sich und seine Papiere, unschätzbare Arbeiten ganzer acht Jahre!

Reichlich ward aber dem kühnen Forscher seine gefahrvolle Reise gleich darauf belohnt.

„Als ich nach Borja (der nächste Ort jenseits des „Pongo) kam, sagt er, befand ich mich in einer neuen „Welt. Ich war von allem Umgange mit Menschen „entfernt, auf einem Meere von süßem Wasser, mitten „in einem Labyrinth von Seen, Flüssen und Kanälen, „die in allen Richtungen eine nur allein durch sie zu„gängliche unermeßliche Waldung durchströmen. Hier „fand ich lauter neue Pflanzen, neue Thiere, neue Men„schen. Meine Augen, seit sieben Jahren gewohnt

„Gebirge, die sich in den Wolken verliehren, zu „sehen, wurden nicht müde, den ganzen Umkreis „des Horizonts frei zu durchlaufen, ohne ein weites „res Hinderniß als die Hügel des Pongo. Auf die „vielartigen Gegenstände, die den angebaueten Fel„dern um Quito ein so mannigfaltiges Ansehen ge„ben, folgte hier plötzlich die einförmigste Aussicht: „Wasser und Grünes, und nur Grünes und Wasser! „Man tritt auf das Erdreich, ohne es zu sehen, so „dicht ist es mit Kräutern, Pflanzen und Gesträuch „bedeckt. Jenseits Borja und 4 bis 500 Meilen (lieues) „stromabwärts ist ein gewöhnlicher Kiesel, so rar „als sonst ein Diamant. Die hiesigen Wilden haben „daher nicht einen Begriff von einem Stein. Kom„men sie einmal auf die andere Seite des Borja, „so erstaunen sie beim ersten Anblick von Steinen, be„lasten sich damit als mit der kostbarsten Waare, die „sie aber beim weitern Fortgehen bald wieder von sich „werfen."

Gegen Norden des hier beschriebenen Theils des Maranon nehmen die Wohnsitze der Maynas-Indier, und daher die Missionen der Spanier zur Bekehrung derselben ihren Anfang. In Norden wird dies große Gebiet durch den Putumajo, die Portugiesen nennen ihn, weiter gegen seine Einmündung in den Maranon, den Yssa, begränzt, doch gehet die Mission der Maynas in Osten so weit über diesen Fluß hinaus, daß selbst

Vogel nicht im Stande ist, die westlichen Grenzen anzugehen.

Der größte Theil dieser erstaunlichen Landesstrecke ist noch ein dichter, kaum von der Sonne durchdrungener Wald. Umsonst sucht man dort ein offenes Feld, eine in Wiesen und Aecker abgetheilte, durch Hügel und Thäler variirte Gegend. (Weigl)

Nur die vielen Flüsse haben einzelne Striche für den Himmel eröfnet, und die hier lebenden Indier sind an dem Gestade der Flüsse einzeln angesiedelt.

Hier herrscht ein immerwährender Sommer; allein das Anschwellen der vielen bedeutenden Flüsse, welche von den Cordilleren der Andes herabströmen, setzt den größten Theil des Landes unter Wasser. Diese Zeit hebt mit dem Januar an und dauert bis zum Junius. Man nennt sie, jedoch mit Unrecht, den Winter. Dann sieht man fast nichts als eine große Wasserfläche, aus welcher die hohen Waldungen hervorragen. Sind die Gewässer verlaufen, oder wie es dort heißt, tritt der Winter ein, so zeigen sich von neuem die alten Ufer des Maranon, seine vielen Inseln und mit hohem Rohre überwachsenen Sandbänke.

Es ist merkwürdig, daß diese Gegend, obgleich häufigen Gewittern ausgesetzt, dennoch nur selten gefährliche Folgen davon empfindet. Die hohe Waldung dient wohl als Wetterableiter; noch mehr aber fällt es auf, daß man hier den Hagel kaum kennt.

eigene Gefäße, und setzt sie der Sonnenhitze aus. Hiedurch entwickelt sich daraus ein goldfarbenes Oel, welches sodann mit Muscheln abgeschöpft und durchs Kochen von Unreinigkeiten gesäubert, sowohl an Speisen als zur Erleuchtung sehr vorzüglich ist.

Einen neuen Nahrungszweig bieten einen Monat nach dem Eierlegen die jungen, kurz zuvor ausgeschlofenen Schildkröten dar. Die jungen Thiere bleiben selbst, nachdem sie bereits die Schaale zerbrochen haben, noch einige Zeit in dieser ihrer alten Behausung. Hier leben sie von dem Ueberreste der Flüssigkeiten des Eies. In diesem Zustande werden sie besonders von den Kindern aufgespürt, und diese halbgebornen Schildkrötchen, etwa so groß als ein Apfel, verspeiset man nebst der Schaale auf Kohlen gesetzt, als ein besonderes Leckerbissen. Merkwürdig ist der Instinkt des jungen Thiers, sobald es die Schaale zum erstenmale wirklich verläßt, wendet es sich sofort zu dem Wasser; man kehre es dann noch so oft nach einer andern Richtung, es wendet sich stets von neuem zu seiner künftigen, bis dahin ihm gänzlich unbekannten Heimath hin. Vielleicht gab die Natur ihm neben jenem Instinkt Sinnwerkzeuge, das Wasser zu riechen.

Eine Art Fischerei ist so bedeutend, daß sie von den hiesigen Indianern gleichsam in ein Volksfest verwandelt wird; dies ist die Fischerei durch Betäubung. Die hiezu brauchbare Pflanze ist eine Art der K n i s k e r z e

(Verbascum; Jacquinia armillaris), oder Barbusco. Will man einen ganzen See hiedurch ausfischen, dann werden mehrere Centner der Barbasko-Wurzel zusammen gebracht, in Büschel gebunden und hinreichend zerquetscht. Die ganze Dorfschaft, Männer, Weiber und Kinder lagert sich herauf um den See. Die ersteren schleppen eine große Anzahl Canoes aus den Walde zum Wasser; die übrigen bringen Brennholz und zünden Feuer an; kurz, ein jeder ist in der freudigsten Erwartung einer reichen Nahrungsernte. Bald darauf vertheilen sich die Canoes (oder Böte) reihenweise über den See, jedes führt einige Büschel der zerstampften Barbasko-Wurzel, hält es unter das Wasser, um es mit der darin sich auflösenden betäubenden Substanz zu schwängern. So fahren sie strichweise dicht neben einander auf und ab, um so viele Theile des Sees damit anzustecken, als es nur möglich ist.

In kurzem erscheinen zuerst die kleineren Fische, durch den widrigen Geruch geweckt, springen in die Höhe, und schwimmen sodann die betäubt oben auf. Sie werden leicht gefangen und den Weibern übergeben, die sie theils sogleich durchs Feuer zur Mahlzeit bereiten, theils sie aufbewahren. Endlich fühlen auch die großen Fische, z. B. der Sungaro, die Gamitana, der Pacu u. a., durch die stärkere tiefere Mischung des betäubenden Würzestoffs die schädliche Wirkung. Diese werden geschossen, ans Ufer geschleppt und größten-

theils eingesalzen. Der übrige Tag beschließt sich mit Frohlocken und Schmausen, während daß die Krokodille die vielen geringeren Fische, womit jetzt die Wasserfläche bedeckt ist, zur Beute machen.

Stellt man diese Fischerei in den kleineren Flüssen an, dann versperrt man, um den Fischen den Abzug zu erschweren, so viel möglich einen Theil des Stroms durch geflochtene Hürden, und vergiftet die Oberfläche mit jener Wurzel gleichfalls durchs Eintauchen.

Das große Gebiet der Maynas hat begreiflich in dieser seiner Lage auch die übrigen Naturprodukte der benachbarten reichbegabten Länder mit ihnen gemein.

Nur einige Merkwürdigkeiten, zum Theil vielleicht Eigenheiten darunter, verdienen einer besonderen Bemerkung.

Unter den vierfüßigen Raubthieren finden sich mehrere, schon zuvor angezeigte Tigerarten (große Katzenarten). Der größten von ihnen soll dort die Natur einen besondern Feind zur Seite gesetzt haben. Eine Fliege, sagt Veigl, vielleicht eine Bremse (Oestrus), legt dem Tieger mit dem Stich (dem Legestachel?) ein Ei in die Haut, woraus nach einigen Tagen ein Wurm entsteht, der in kurzem zur Größe eines Mandelkerns anwächst, und am ganzen Leibe mit einer Menge der feinsten Stacheln überzogen ist. Die mindeste Bewegung erregt dem Tieger die wüthendsten Schmerzen, bringt dadurch Schlaflosigkeit, Enthaltung vom Fressen hervor, und

Der Tapir oder Anta.

Gapieux fr. 1806

wächtet ihn hin. Zuweilen hat ein Mensch das Unglück von dieser Fliege angebohrt zu werden, und dann steht selbst sein Leben in Gefahr. Vielleicht ist dies die mir unbekannte Fliege, deren Pallas irgendwo gedenkt, die sich in Peru finden soll, und auf ähnliche Weise dem Menschen tödtlich ist. Sicherer scheint es zu seyn, daß der Wurm, den Condamine in Cayenne als eine Seltenheit unter dem Namen Macaque kennen lernte, von dem man ähnliche gleich fürchterliche Folgen erzählte, eben diese Fliegen- oder Bremsen-Larve ist.

Wir übergehen hier die vielen Affenarten, die Armadillen, Ameisenfresser, Papageien, Toucane u. dgl. die begreiflich diesen Ländern mit den nahegelegenen gemein sind.

Die großen Ströme und Sümpfe sind aber hier dem Anta oder Tapir, so wie dem Wasserschwein, Capibara (Cavia Capibara) besonders angemessen. Beide in dem Natursystem isolirt stehende Thiere, sind auf diesem so häufig überschwemmten Boden sehr zahlreich. Der Tapir *) (Hydrochoerus Tapir), eins der größten Thiere der wärmern neuen Welt, hätte Anlaß gegeben, es wegen seiner überhangenden rüsselähnlichen Oberlefze, für ein unserm Elephanten ähnliches Thier anzusehen. Aber wie oberflächig sieht es neben jenem?

*) Man sehe das Kupfer.

Etwa von der Größe einer Kuh, kommt es dem Kopf und den Beinen nach dem Schweine nahe, da es hingegen, zufolge seiner Lebensart, dem Flußpferde (Hippopotamus) der alten Welt ähnlich wird. Denn es lebt, wie jenes, nicht nur an den Gewässern, ernährt sich auch hauptsächlich von Vegetabilien, z. B. besonders von Rohrarten, sondern es steigt auch selbst bis auf den Boden der größten Flüsse hinab, um dort zu weiden, aber auch auf Fische Jagd zu machen. Uebrigens ist dieß sonst gutartige Thier sonderbar gebildet; es hat in beiden Kinnladen 10 Vorderzähne, aber keine Schneidezähne, und an den Vorderfüßen 4, an den hintern 3 stumpfe Klauen. Das Fleisch des Tapirs ist sehr eßbar, und das Thier wird auch von den Völkern in Guiana deßhalb gepflegt, indessen genießen es die Maynas nie; daher nimmt diese Thierart, sie heißt dort Saccha-vaccha, Waldkuh, bei ihnen so sehr überhand, daß die Feldfrüchte dadurch beträchtlichen Schaden leiden.

Das kleinere Thier, das sogenannte Wasserschwein, der Capibara, etwa 2½ Fuß lang, verwandt mit den Cavien, oder vielmehr Scavien (eine auf das warme Amerika beschränkte Thiergattung), in Rücksicht seiner Vorderzähne, wie auch Form des Gaumen nach, verwandt, scheint doch eine eigene Thiergattung auszumachen. Es hat Schwimmfüße, lebt viel im Wasser, fängt und frißt auch außer den Vegetabilien Fische und

Fleisch, und seiner Gestalt und Stimme nach ist es dem Schweine ähnlich. Man sieht es um die großen Flüsse dieser Gegend schaarenweise von mehreren Rohrarten leben; allein es wird wegen seines übelriechenden, ungesunden Fleisches nicht gejagt.

Ein Quadruped bei den Maynas scheint mir die Aufmerksamkeit der Naturforscher zu verdienen, da es selbst für den Viverrocerro (Moschus americanus L.) fast zu klein zu seyn scheint. Veigl nennt es Puntschana, und behauptet, es habe eine schöne hirschartige Gestalt. „Seine ganze Bildung, sagt er, „ist wie die eines Dammhirschleins, jedoch nicht länger als ein Spann, licht aschgrau und am Bauche „weiß. Der hochgetragene Hals, der Kopf, die dünnen Läufe, der kleine Haarbüschel statt des Schwanzes, die große Behendigkeit im Laufen, sind völlig wie „beim Hirsch.

So häufig kommt dies schöne Thierchen hieselbst vor, daß die Verwüstungen, welche es unter den Yukaäckern anrichtet, die Einwohner nöthigt, ihm auf alle Weise nachzustellen; allein wegen seiner großen Schnelligkeit fällt ihre Jagd nur selten glücklich aus.

Gleichfalls wäre es wünschenswerth, von der wirklichen Hirschart besser unterrichtet zu seyn, welche Veigl dort den Dammhirsch nennt; er ist von glänzendbrauner Farbe mit weißen Flecken; vielleicht ist es der Vaseu von Guiana (Corvus Mexicanus L.).

Unter den Raubvögeln nennt man dort ein ausserordentlich grosses Thier, Buytre. Jener Missionair sahe selbst auf seiner Reise durch unbevölkerte Gegenden einen dieser mächtigen Vögel; er ließ sich auf einen hohen Baum nieder, auf welchem ein Indianer zum Ausspähen des unbekannten Landes gestiegen war. Er hatte die Größe des Menschen selbst; und dieser eilte voll Schrecken den Baum herab. Vielleicht hatte sich ein Condor bis hieher verflogen; vielleicht war es der Uru Laurana der Brasilier (Falco Harpyia). Wenn aber Beigl großen Raubvögel gedenkt, die außer den gewöhnlichen Waffen an den Kanten der Flügel noch mit großen krummen Sporen ausgerüstet sind, so könnte er, im Fall es nicht eine eigene unbekannte Art ist, das Sporuhuhn (Parra Chavaria L. Jacana der Brasilier) wohl hier verwechselt haben. Denn dieses kühne, starke Thier greift selbst Raubvögel an, und vertheidigt sich eben durch jene krumme Klauen des ersten Flügelgelenks, selbst gegen Menschen. Sonst ist es ein treues Hausthier, das das zahme Geflügel gegen die Geier in Schutz nimmt, und wird höchst wahrscheinlich ebenfalls die stromreichen Länder der Maynas als Wasserhuhn, so wie die Gegenden um den Ishmus und Carthagena bewohnen. Das Wassergeflügel findet sich in dieser Gegend alsdann in unglaublicher Menge, wenn die Flüsse gefallen sind, und die Ufer und Sandbänke wieder hervortreten. Unter den vielen Arten von

Quarandakäfern, Krokodilen, Tauchern, Wasserhühnern und Enten ist besonders die an Individuen zahlreiche, große Ente, die königliche Gans genannt (Pato real) die Guanena, merkwürdig.

Frezier bezeichnet sie als mit einem rothen Kamm am Schnabel geziert; sie trägt den langen Hals aufrecht, die Farbe ist ein Gemisch von weiß, bräunlich und schwarz. Diese Thiere, deren Fleisch sehr gesucht wird, gehen flugweise auf den Sandbänken ihrer Nahrung nach; haben aber die Klugheit, Einzelne ihrer Art auf Schildwach zu stellen, die bei Annäherung der Jäger oder irgend einer andern Gefahr dem ganzen Haufen ein Zeichen geben, worauf sie denn auf das schnellste davon fliegen.

Die unterirdischen Schätze dieser fruchtbaren Gegend sind nur gering. Mit den Cordilleren scheint alles Metall, ja fast alles Gestein aufzuhören. Nur eins der dem Menschen unentbehrlichsten Fossilien liefs die Vorsicht diesen waldigten Ebenen. Dies ist das Salz. Zwischen dem Maranon und der Westseite des St. Jago-Flusses findet sich Steinsalz; allein die größten Salzminen sind an der Südseite des Maranon, unfern des Paranapara, der sich in den Huallaga ergießt; sie gehören mithin nicht eigentlich zu der Provinz der Mayna, ob sie gleich von Velgl noch dazu gerechnet werden.

Jetzt wollen die Originalnachrichten dieser Länder folgen, allein es scheint zweckmäßiger, die indianischen

Nationen, hauptsächlich dieser spanischen Niederlassungen und Missionen, die von Peru ausgehen, ein Ganzes zusammen zu fassen, besonders da ihre vielen Ströhme so vereinzelt und durch einander geworfen leben.

Wir verfolgen daher von neuem den Maranon bis zu seiner Mündung in das Atlantische Meer.

Nachdem er jenseits Borja von Norden aus dem ansehnlichen Pastaza (er entspringt aus mehreren Quellen in den hohen Cordilleren der Andes gegen Quito hin), so wie von Süden aus den zuvor beschriebenen großen Huallaga, und weiter gegen Osten bis St. Regis, den Chambira oder Tigre aufgenommen, vereinigt er sich endlich mit dem ihn selbst an Stärke übertreffenden Ukayale.

Bei der Vereinigung zweier so mächtigen Ströhme scheint dann die Frage der ersten Europäer, da sie den Maranon erblickten, woraus nach einigen dieser Name herzuleiten steht: Mare annon? nicht zu verwundern. Er mag nach dem Zusammenfluß mit dem Ukayale mit Recht ein fließendes Meer heißen.

Beide Ströhme bilden viele und beträchtliche Inseln, und bei der Mission St. Joachim de Omaguas beträgt die Breite des Flusses auf 900 Toisen. Mit dieser fließt er nun so fort und nimmt außer mehreren kleinen Flüssen den großen Napo auf, dessen Quellen unweit des Cotopaxi entspringen, er erhält aber schon durch den Coca beträchtlichen Zuwachs.

Gegen 10 Meilen (lieues) weiter östlich unter der Mündung des Napo gelangt man zu der Mission der Pevas; sie ist die letzte der spanischen, 6 bis 7 Tagereisen von dort fangen die Missionen der Portugiesen an.

Der Unterschied zwischen den spanischen und portugiesischen Missionen ist auffallend. Jene, durch das mächtige wilde Gebirge von ihrem Hauptsitze Peru und Quito gleichsam abgeschnitten, können sich, da sie mit den Portugiesen in keiner Verbindung stehen, nur mit vieler Mühe selbst die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens anschaffen. Die Portugiesen hingegen gehen in großen mit Tauen, Segeln und Verdecken versehenen zweimastigen Fahrzeugen den Riesenstrom von seiner Mündung an bequem hinauf. Fünfhundert Meilen (lieues) von allen mit Europäern bewohnten Ländern entfernt, fand daher Condamine in der portugiesischen Mission von St. Paul fast alle Bequemlichkeiten, und eine Aufnahme als mitten in Europa.

Eben so bedeutend war aber dann auch der Unterschied in allem Uebrigen. Statt der dürftigen Hütten und Kirchen von Rohr, die man bis jetzt stromabwärts gefunden hatte, sahe man steinerne Gebäude, Capellen und größere Gotteshäuser mit geweißten Wänden und mit Ziegeln gedeckt. Alle Indianerinnen waren von jetzt an mit europäischem Geräthe, z. B. Messern, Scheeren, Kämmen, Spiegeln u. dgl. versehen, trugen auch

Hemden von unserer Leinwand. Dies alles eintauschten sie gegen Cacao, den sie nach Para, gegen die Mündung des Maranon hinführen.

Von der Mission St. Paul an strömen nun von neuem sehr bedeutende Flüsse in den Maranon. Südlich zeigen sich hier der Putay, der Pauxa, der Tefe, der Panaguar, der Cayam, der Coari u. a. Und selbst diese, wenn gleich von minderer Bedeutung, wären für Europa große Ströme, denn Condamine fand z. B. die Mündung des Putay, der unter ihnen nicht der größte ist, dennoch 362 Toisen (2172 F.) groß. Sie strigen alle aus den Gebirgen heraus, die östlich von Quito, und von Cusco nördlich laufen; indeß sind ihre Quellen schwerlich bis jetzt genau bekannt. Alle sind mehrere Monate hindurch schiffbar. So gehen die Indianer auf dem Coari selbst bis zu den spanischen Westzuzügen, die wegen des Reichthums an dem dort wild umherstreifenden Hornvieh berühmt sind.

Von Norden vermehret dann der große Putumayo, weiter gegen seine Mündung hin Iça genannt, den Maranon. Er kommt weit aus den Peru scheidenden Andes, und nimmt 30 Flüsse ein. Hierauf folgt der noch bedeutendere Yupura, auch Caquetá genannt, mit seiner mißförmigen Mündung. Denn diese Mündung wird von mehr als 7 kleineren Flüssen gebildet, die so weit auseinander liegen, daß der Zwischenraum zwischen den beiden äußersten auf 100 Meilen (Leguas) beträgt,

daher gaben auch die Indier einem jeden derſelben einen eigenen Nahmen.

Es ſoll in dieſer Gegend das berühmte goldene Dorf des Texeira ehemals vorhanden geweſen ſeyn. Der Portugieſe Texeira hatte nämlich 1637, bei der unglücklichen Vereinigung von Spanien und Portugall, auf Befehl des Hofes eine Reiſe von Para aus auf dem Maranon nach Peru unternommen. Hiezu waren 47 große und kleine Canoes ausgerüſtet, und er ging damit den Maranon ſo weit hinauf, als er nur fahrbar war. Von dort aus machte er ſelbſt die Reiſe zu Lande nach Quito. Auf dieſer Unterſuchungsreiſe tauſchte er in einer Dorfſchaft, in der Gegend des Yupura-Fluſſes, einiges goldenes Geräthe ein, wovon das Gold in Quito von 23 Karat gefunden ward.

Bei ſeiner Rückkehr, am 26ſten Auguſt 1639, ſetzte er dort eine Grenzſäule, wodurch er zugleich bis dahin von Para angerechnet, von allen Ländern für Portugal Beſitz nahm. Das eigentliche Vaterland dieſes Goldes gaben indeſſen die Indianer als viel nördlicher, im Lande höher gegen die Quellen des Yupura liegend an. Es komme von den Manaos, und aus dieſem Lande Manoa hat man nachmals das fabelhafte El Dorado, die goldene Stadt des Rajeſah, welche im Innern von Guiana gelegen ſeyn ſollte, gemacht.

In eben dieſer Gegend, nämlich zwiſchen den Mündungen des Yupura (zwiſchen der 5ten und 6ſten) liegt

die indianische Dorfschaft Coari. Sie ist deshalb merkwürdig, weil Condamine hier den Indianer sprach, der ihm Nachrichten über die (fabelhaften?) Amazonen mittheilte. Da unser große Strom auch davon seinen Nahmen führen soll, so ists vielleicht nicht unrecht über diese Völker etwas beizubringen, obgleich die übrigen der hiesigen Original-Nationen, von deren Existenz wir gewiß sind, nur erstlich nachmals vorkommen werden. Die Sage von einer Gesellschaft von Weibern, welche ohne Männer einen Staat für sich bilden, geht bekanntlich bis auf die Zeiten des hohen Alterthums hinauf. Neuerlich kam sie, besonders aus dem Innern von Afrika und Süd-Amerika, wieder in Gang. Vormals schrieb man diesen heroischen Weibern noch manche Eigenschaften zu, z. B. das Abnehmen der linken Brust, um den Bogen besser spannen zu können. Hievon sagten indeß die Erzählungen über die Amazonen von Amerika nichts. Sie gaben sie nur an als eine Gesellschaft von Weibern, die sich ein Gesetz gemacht hatten, keine Mannsperson unter sich zu leiden, die aber, um ihre Republik nicht untergehen zu lassen, deshalb jährlich aus einer benachbarten Völkerschaft Männer einluden. Der Weg zu ihrem eigentlichen Wohnsitze sollte vom Amazonenflusse aus durch den schwarzen Fluß (Rio negro) hoch ins Binnenland führen. Dennoch sollten sie auf ihren Streifzügen zu Zeiten über den Amazonenfluß setzen und nach Süden ge-

hem. Auf diesem Zuge wollte sie nämlich der Greis vater des Indianers, der gegen Condamine ihre Wirklichkeit behauptete, an der Mündung des südlichen Flusses Cuchivara gesehen und selbst gesprochen haben. Er habe sich mit 4 Amazonen unterhalten, deren Nahmen er nannte, und wovon die eine ihr Kind säugte. Der spanische Abentheurer Orellana, welcher 1538 unter Pizarro einen Raubzug in diese unbekannten Länder machte, brachte hauptsächlich diese Republik streitbarer Weiber zuerst wieder in Anregung. Er wollte sogar gegen sie gefochten haben; allein schon damals fand er seinen Glauben, weshalb gleich ihm das spanische Gouvernement nach seiner Rückkunft von der Expedition den romanesken Titel gab: „Generals Gouverneur des Flusses der Amazonen, zur Belohnung daß er diese im Nahmen seiner katholischen Majestät unterjocht hat.“

Mehr das minder verdächtige Zeugniß des Paters Acunja erneuerte das Andenken an dieses Phänomen. Acunja fand nämlich an mehreren Orten, soweit er von Para aus den Strom hinauf fuhr, das einstimmige Zeugniß für das Daseyn der Amazonen; auch traf die Lage ihres eigentlichen Aufenthalts, diesem Berichte nach, ziemlich überein.

Hiernach sollten diese merkwürdigen Weiber der Völkerschaft der Guacare zunächst wohnen; und diese waren die glücklichen Gatten, wovon die wohlge-

benachbarten Mannspersonen jährlich einmal von den Amazonen zu dem heiligen Geschäft der Ehe auf einige Tage eingeladen wurden. Die Amazonen, sagt Acunia, empfingen ihre Gäste, um auf alle Fälle vor einem Ueberfall sicher zu seyn, mit Bogen und Pfeil in der Hand. Kaum haben sie sie aber bestimmt für die Ihrigen erkannt, so führen sie sie in ihre Canoes zu ihrer Dorfschaft, nehmen alle vorzufindenden Hamacs (Hängebetten), hängen sie in ihren Hütten auf, und eine jede bewirthet den ihr zugefallenen Bräutigam in ihrem Hamac. Nachdem sie einige Tage in dieser Ehe gelebt und die Gäste auf das beste bewirthet haben, kehren diese dann zurück zu ihrer Heimath. Die das durch erzeugten Kinder weiblichen Geschlechts werden als künftig zu der Gesellschaft der Amazonen gehörig erzogen und sowohl in allen Arbeiten als auch in den Waffen geübt; die Knaben hingegen pflegen und warten sie nur ein Jahr; alsdann kehren die temporairen Ehemänner aus dem Stamme der Guacaer zu ihrem vorjährigen Geschäfte zurück, und nehmen nach vollendeten Arbeiten diese einjährigen männlichen Kinder mit in ihr Land.

Freylich fiel auf die Weise die von Andern den Amazonen zur Last gelegte unnatürliche Grausamkeit [illegible] weg, wonach sie sich nicht nur des Busens beraubten, sondern auch alle männliche Kinder gleich nach der Geburt tödteten; allein die Sache selbst scheint doch stets

das Gepräge eines durch Zufall entstandenen Erdichtung an sich zu tragen. Auch wäre sie schwerlich in neueren Zeiten wieder in Anregung gebracht, hätte nicht ein so außerordentlicher Forscher, dem es wirklich um Wahrheit und gründliche Belehrung zu thun war, als Condamine, die Amazonen auf gewisse Weise in Schutz genommen. Denn wenn er gleich den Erzählungen der Indier nicht in allen Sachen Glauben beimißt, so scheint er doch das Hauptfaktum, nämlich eine Gesellschaft von Weibern, die ohne Männer leben und ihr Regiment selbst führen, im Innern von Süd-Amerika annehmen zu wollen.

Es wäre auch nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, daß bei der entsetzlichen Mißhandlung, die das andere Geschlecht faßt unter allen Wilden von Amerika auszustehen hat, einmal eine Art von Verschwörung gegen die Männer, oder wenigstens eine Uebereinkunft mehrerer herzhafter, aufs Aeußerste gebrachter Weiber, Statt gehabt hätte, sich auf irgend eine Weise dieser Sklaverei zu entziehen; danach hätte sich dann eine Anzahl derselben völlig isolirt, und so ihr Leben abgesondert im entschiedensten Hasse, und daher wohl auch in steter Fehde gegen ihre ehemaligen Tyrannen hingebracht. Hieraus ließe sich wenigstens eine temporaire Amazonen-Republik erklären, die, da sie hier vielleicht mehrere Jahre dauerte, die Sage von einer beständigen Weiber-Republik erzeugte. Auch glaubt selbst Conda-

nicht nicht, daß dergleichen noch zu einer Zeit vorhanden gewesen sey; sondern nur, daß sie wohl in ältern Zeiten einmal in diesen Gegenden existirt habe.

Eine gewisse Analogie dieser unbekannten Binnenländer des südlichen Amerika, mit denen ziemlich unter demselben geographischen Klima gelegenen Theilen von Afrika verdient wohl einer Bemerkung.

Es ist überflüssig anzuführen, daß man von jeher das Binnenland von Afrika gleichfalls für ein El Dorado, ein Goldland, und zwar mit Recht, ansieht. Wiederum hieß es, besonders nach Lopez, Afrika habe Amazonen; wie die Sage von kriegerischen Weibern dort entstanden seyn könnte, sahen wir in einem der früheren Jahrgänge.*)

Wiederum soll sich dort, mehreren Nachrichten zufolge, eine sehr kleine, zwergartige, aber als muthige, tapfere Jäger berühmte Nation befinden; und in unserem Süd-Amerika hatte man nicht nur eine ähnliche Sage, sondern Hr. v. Humboldt benachrichtigt uns sogar, „daß die Guaicas eine weiße, dabei sehr kleine, fast „zwerghafte, aber sehr kriegerische Menschenrace, das „Land nach Westen von Pasimoni (etwa unweit des Rio „Caquari) bewohnen."

*) Man sehe den ersten Jahrgang.

Hat die Natur etwa in der tropischen Region beider Welten außerordentliche, und zwar ähnliche Phänomene hervorgebracht?

Nach dieser Excursion verfolgen wir den Maranon bis zu seiner Mündung.

Der erste Strom von Bedeutung, auf den wir stoßen, kommt von Süden; es ist der Purus, nach Andern Chipurq, auch Azuri genannt. Sein Lauf geht nur durch wenig bekannte Länder; einige Geographen setzen seine Quellen in die Cordilleren unweit Cusko.

Ein Strom von weit größerer Wichtigkeit tritt weiter gegen Osten, von Norden aus in den Maranon; dies ist der Rio Negro, oder der schwarze Fluß. Er entspringt in den Cordilleren der Andes, etwa zwischen den ersten und dritten Graden nördlicher Breite. Dies ist der merkwürdige Fluß, der eine Verbindung des Amazonenflusses mit dem Orinoco zuwege bringt, und den die Portugiesen lange benutzten zu ihrem Handel mit amerikanischen Sclaven. Condamine gab über diese Verbindung bereits entscheidende Gründe, obgleich seine Darstellung des Zusammenhangs selbst irrig war. Etwas mehr Licht erhielt man hierüber durch die Expedition des Solano und Hurriaga im Jahre 1756; allein auch diese waren unfähig, richtige Angaben über die Art der Verbindung dieser beiden großen Ströme zu geben; denn nur zwei ununterrichtete Soldaten der

Expedition hatten den Verbindungskanal, den Cassiquiari, selbst besucht.

Unter den eben so mannichfaltigen als großen Schätzen, womit unser Humbold die Erdkunde bereichert hat, nimmt die genaue Aufklärung dieser Verbindung eine bedeutende Stelle ein. Er ging von der spanischen Festung St. Carlos den Rio Negro hinauf, von dort in den Cassiquiari, und durch diesen Arm des Orinoco in den Orinoco selbst; er wird uns bald mit einer auf astronomische Messungen gegründeten Karte des Orinoco und Rio Negro beglücken.

Diese drei großen Ströme, der Maranon, der Rio Negro und der mit ihm durch den Cassiquiari verbundene Orinoco bilden mithin, vermittelst des atlantischen Meeres, das größte Eiland des Erdbodens, unter dem schönsten Himmel gelegen, wo.in sich denn auch der See Parima, nach Humbold ein bloßer Sumpf, befindet, den man zum Goldsee fabelte, so wie das reiche, gänzlich erdichtete Eldorado oder Manoa.

Von Süden aus strömt denn zuerst in den Maranon, auf seinem Wege zur Mündung, der große Madeira. Er soll seinen Namen von der Menge Holz oder Bäumen führen, die er in den Maranon hineinschwemmt.

Der Madeira entspringt in den tief nach Süden gelegenen Cordilleren der Andes, zwischen dem 18ten und 19ten Graden südlicher Breite, in der Provinz la Plata. Hier haben mehrere geringere Flüsse, z. B.

der Paraguay, der Guapay, und etwas höher der Enapata u. a. ihre Quellen, die vereinigt den Namen Maniore erhalten und das große Land der Moxos, der Mauves und anderer wilden Völkerschaften durchſtrömen. Dieſe geben ihm den Namen des kleinen Maranons (Parana-miri), da ſie den Amazonenfluß den großen (Parana-guru) nennen. Die ſpaniſchen Miſſionäre, welche dieſen anſehnlichen Strom vom 17ten Grade an befuhren, geben darauf 24 Waſſerfälle an.

Der Maranon fließt nun nach dem Eintritte des Rio Negro und des Madeira gewöhnlich eine ganze Meile (lieu) breit; und die Portugieſen nennen ihn nur erſt von dort an, den Amazonen-Fluß; höher hinauf führte er bei ihnen den Namen Rio de Solimoes, Gift-Fluß; wahrſcheinlich wegen der vergifteten Pfeile, deren ſich mehrere längs ſeinen Ufern wohnende indianiſche Völkerſchaften bedienen.

Er bildet nun gros mehrere, größere und kleinere, Inſeln, und nach vielen kleineren Flüſſen, die ſich weiter gegen abwärts in ihn ergießen, macht er eine beträchtliche Krümmung gegen den Aequator hin, vereinigt ſich aber bei dem Portugieſiſchen Fort Panzis bis zu der Breite von 995 Klaftern. Dieſer Ort iſt über 200 Meilen von ſeiner Mündung entfernt, und dennoch zeigt ſich bis hieher Ebbe und Fluth.

Freilich äußert ſich dieſes Phänomen bei einer ſo großen Entfernung vom Meere nur erſt viel ſpäter als dort,

Die Fluth mußte, statt daß sie bei dem Meere schon nach 5 bis 6 Stunden eintritt, dort nur erst nach mehreren Tagen bemerklich werden. Ihr Gang zeigt sich gleichsam wellenförmig oder vielmehr absatzweise, so daß sie stets nach den verschiedentlich entlegenen Ufern des Flusses später und später eintritt. Zugleich ereignet sich dies Phänomen, so wie bei dem Ocean selbst, alle Tage etwas später (gegen 50 Minuten). Dies zusammen genommen giebt mithin eine neue Bestätigung von Newtons und aller richtigen Physiker Theorie der Ebbe und Fluth.

Aus der Höhe dieser Fluth schloß denn Condamine, daß der Fall des Marannon von Pauxis an, also auf 200 Meilen, nicht mehr als etwa 10 Fuß betrage; und dies fand er auch mit den verschiedenen Höhen des Barometerstandes zu Pauxis und zu Para zutreffend.

Bei dem weitern Laufe des Flusses verdient noch der Fluß Topayos einer Bemerkung. Er kommt weit aus der Bergkette, welche sich, einigen Karten zufolge, von Westen nach Osten zwischen dem 11ten und 12ten Grade der Breite fortzieht, und ist wegen des schönen grünen Nephrits (Jade) berühmt, der sich bei den um die Mündung dieses Flusses wohnenden Indianern häufig unter mehreren Gestalten darbot; und den sie, seiner außerordentlichen Härte ungeachtet, sowohl durchzubohren, als ihm eine gute Politur und viele Arten von Form zu geben verstanden.

Der letzte Fluß, oder südliche Arm des Maranon, von Bedeutung, ist der Xingu. Er entspringt aus uns unbekannten Gebirgen Brasiliens; etwa 8 Tagereisen unter seiner meilenweiten Mündung hat er eine Stürzung; sie macht ihn indeß nicht unschiffbar.

An diesem Flusse wachsen zwei amerikanische gewürzartige Baumarten, die bei uns weit bekannter seyn würden, wenn uns die Molucken unbekannt wären. Die eine nennt Condamine Cuchiri, die andere Puchiri. Die Rinde des ersten hat den Geschmack und den Geruch der Gewürznelken, und da diese bei den Portugiesen Cravo genannt werden, so haben die Franzosen in Cayenne deshalb dem Baume und Holze den fehlerhaften Namen Crabbenholz (Bois de Crabe) beigelegt. Beide Bäume tragen eine den Oliven der Gestalt und Größe nach ähnliche Frucht; gerasperte kommen sie den Muskatennüssen gleich, auch bedient man sich derselben wie jenes orientalischen Gewürzes, nur ist auch hier das Produkt der alten Welt dem der neuen an Stärke überlegen. Indeß benutzt man sie zu verschiedenen geistigen Getränken, Liqueuren, sowohl in Italien als in England.

Bei Paru wendet sich endlich der ungeheure Strom stark gegen Norden; er fließt hier mit einer Weite von 5 Seemeilen, dennoch ist dies nur die Hälfte der Größe, die er bald nachher erreicht. Es finden sich große Inseln. Die Insel Javari ist die beträchtlichste; sie hält

über 25 Seemeilen in der Länge, ist aber nur etwas über 2 breit, wird aber von der Insel Caldima, in der Mündung des Gulfes gelegen, übertroffen. Und so ergießt sich ein Meer von süßem Wasser voll von Inseln endlich mit einer Weite von mehr als 20 Seemeilen unter dem Aequator selbst in die gesalzenen Gewässer des atlantischen Oceans.

Wo ist ein Strom auf unserer Erde mit dem Maranon vergleichbar? Bei seiner erstaunlichen Länge von fast neunzehnhalb hundert Meilen hat er viele Ströme aufgenommen, mit welchen sich unsere Donau nicht messen darf.

Hiemit dürfen wir die Darstellung der Oberfläche des Landes und dessen Bewässerung endigen. Ehe wir seine Einwohner kennen lernen, mag folgendes über das Klima vorangehen.

Mannichfaltig war die Natur des Bodens, mannichfaltig muß daher sein physikalisches Klima seyn. Ohne jetzt auf die erstaunlichen Unterschiede der verschiedenen Höhen und Tiefen der Erdoberfläche zu sehen, so kommt hier schon der Hauptunterschied vor, der sich zwischen dem eigentlichen Peru findet und zwischen dem von diesem in politischer Hinsicht größtentheils abhängigen, weiter gegen Osten gelegenen Provinzen de Maynas, Omaguas und darauf folgenden Völkerschaften, so wie sie bei Mündung des Maranons und

Regen, Statt hat, nämlich der Unterschied der Bewässerung, und der daraus entspringenden Ueberschwemmung.

In diesen östlichen spanischen Missionen stehen Monate lang die Gewässer der ausgetretenen ungeheuern Ströme über alles Erdreich hin; die hohen Bäume allein ragen aus dem Wasser hervor; man schifft meilenweit mit flachen Canoes umher, und nur erst nachdem der trocknende Ostwind eingetreten ist, werden Wiesen, Sandbänke und Inseln dem Auge wieder sichtbar.

Solche Wasserphänomene kann das eigentliche Peru nicht erfahren; ihm fehlen noch die vasten fließenden Meere, die der Maranon nur erst nach seiner Vereinigung mit den großen Strömen bildet, die wir zuvor umständlich angezeigt haben. Indeß giebt es dennoch auch selbst in Peru Provinzen, welche mit einer ungeheuern Masse von Wasser getränkt sind. Schon anfänglich wurde im allgemeinen angezeigt, wie die Wälder in beträchtlicher Entfernung vom Südmeere an der Wurzel und dem Abhange der Cordilleren sich mit einer erstaunlichen Quantität Feuchtigkeit angefüllt finden. Die vielen kleineren Flüsse, die sich von beiden Seiten der Cordilleren in den Maranon unweit Jaen, Loyola, Valladolid und den umliegenden Gegenden ergießen, die hier alles bedeckenden Moräste und zugleich die Cordilleren selbst vereinigen die daher ent-

stehenden Wasserdünste in so anhaltende Regen, daß hier 10 ja 11 Monate hindurch beinahe kein einziger Tag ohne Regen vorbei geht.

Dahingegen sieht man nicht sehr weit von dieser Provinz eine eben so merkwürdige, gerade allem diesem entgegengesetzte Erscheinung.

Das untere, niedrige Peru, nämlich der Theil von den 44650 Quadratmeilen *) des ganzen Landes, welcher sich längs den Küsten in Westen der Andes, vom 5ten bis zum 15ten Breiten Grade, hinab ausdehnt, kennt den Regen ganz und gar nicht. Dieser 10 Grad lange, trockene Erdstrich ist unter dem Namen des Thals von Tumbes bekannt; seine Breite ist je nach der Nähe oder Ferne der Andes verschieden, etwa gegen 15 Meilen.

Die Folge des Mangels an Regen ist eine beständig mit dünnem Nebel beladene Atmosphäre, der sich in Thau auflöset, ohne je Gewitter und die diese begleitenden Meteore, als Regengüsse, Wolkenbrüche u. dgl. zu erzeugen. Die in diesem regenlosen Landstriche herrschenden Winde sind Südwinde, mit den Cordilleren parallel laufend. Diesen dauernden Südwinden will man hauptsächlich den Mangel an Regen zuschreiben, indem sie die gesamten Ausdünstungen des

*) So hoch rechnet der Mercurio Peruviano die Areal-Größe 20 Meilen auf einen Grad.

Meeres gegen Norden treiben, ehe sie sich zu wolkichten Regenwolken ausbilden können. Auf die menschlichen Einrichtungen hat diese ununterbrochene Trockniß vielartigen Einfluß. Die Häuser der längs dieser Küste erbaueten Städte, z. B. Arica und Lima, sind gleichsam ohne Dach; sie sind gewöhnlich nur mit Matten von Binsen oder Rohr bedeckt, worauf eine Lage von Thonerde oder auch von dicker Asche verbreitet liegt, um den [illegible] thauichten Nebel, wodurch die Natur hier so wohlthätig den Regen ersetzt, zu verschlucken. Indeß hatten diese leichten Gebäude nur ein einziges Stockwerk, da die häufigen Erdbeben eine feste und höhere Bauart äußerst gefährlich machen.

Der dürre Boden der Gärten und Pflanzungen wird aber vermittelst eigener Kanäle bewässert, in welchen die von den Gebirgen herabfließenden Bäche und größeren Gewässer, oft mehrere Meilen weit geleitet, fließen.

Das ganze große Land von Peru theilte bereits Acosta, nach der so sehr unter einander verschiedenen Witterung, in drei Hauptheile.

Die erste Abtheilung, die Andes, das hohe Gebirge, hat vielen dauernden Regen, und ist (seine höchsten Theile ausgenommen) von milder Temperatur. Die Sierra, die erhabene Fläche, die zweite Abtheilung, genießt regelmäßige Jahreszeiten, und hier zeigen sich alle Arten der Meteoren. Die dritte, die, wovon so

chen die Nähe mer, die Küste, heißt mit Recht die tropische; sie erfreuet sich eines, aneinanderhangenden Sommers. Aber wie schrecklich unterbrechen die alles verwüstenden Erderschütterungen oft schnell hintereinander diese schöne heitere Natur!

Der Mensch.

a) Der Original-Bewohner; der Amerikaner.

Das so vielfach modificirte Klima von Peru und den von ihm abhangenden spanischen Besitzungen führt auf keine unpaßliche Art zu dessen Bewohner. Das Klima äußert hier nämlich auf den Menschen den nächsten Einfluß.

Bouguer war derjenige, welcher uns den Unterschied am bestimmtesten bemerklich machte, den das durch die verschiedenen Erhöhungen des Bodens modificirte Klima den dortigen Original-Bewohnern, den Amerikanern von Peru, eindrückte.

„Ich habe, sagt der Weltmesser, Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß diejenigen Indier, die unten am Fuße der Cordilleren, an der westlichen Seite, also gegen die Südsee hin wohnen, fast eben so weiß sind, als wir. Diese sind nicht, wie die andern, den heftigen und beständigen Sonnenstrahlen bloß gestellt. Sie bringen ihre Lebenszeit vielmehr in einem Lande

„ge, worin eine so vollkommene Windstille herrscht, daß „sie niemals durch die geringste (?) Bewegung der Luft „unterbrochen wird, weil die Gebirge sie gegen den „beständigen Ostwind beschützen, welcher beinahe eine „Meile (Lieu) hoch über ihren Kopf streichen muß. „Entfernt man sich weiter von den Gebirgen, und geht „mehr gegen die Küste zu, so verhält es sich dort ganz „anders. Der Wind geht daselbst, und die Indianer „haben dort ihre Kupferfarbe."

Aber auch ihre Lebensart und Denkweise, behauptet Bouguer, sei so verschieden und mannigfaltig, als die Witterung des Landes selbst.

„So wie der heiße und der kalte Erdstrich in Peru „gleichsam vermischt sind, und wie man daselbst die „einander entgegengesetzesten Witterungen antrifft, so „daß man nur einige Meilen weit reisen, und entweder „in das Gebirge oder wieder herausgehen darf, „um Länder, die von einander weit mehr unterschieden „sind, als wenn man ganz Europa durchwanderte, zu „finden; so muß diese sehr große Verschiedenheit gleichsam auch nothwendig einen Unterschied in den Sitten „und den natürlichen Neigungen der Völker verursachen. „In den untersten Gegenden wohnen sie einsam in „den Waldungen, und machen gleichsam kleine Republiken aus, welche von ihrem Pfarrer, einem Spa„nier, und von ihrem Statthalter, der einige Indias „ner zu Gehülfen hat, regiert werden. Alle leben alle

„in einer so großen Einigkeit, als sie in einer voll„kommnen Unschuld neben einander zu wohnen scheis„nen. Sie sind angenehme und ehrliche Leute, die „keines Mistrauens fähig sind, ja es fällt ihnen nicht „einmal ein, daß man sie hintergehen könnte. Ihre „Hausthüren stehen beständig offen, ob sie gleich „Baumwolle, Kürbißflaschen, Pita, eine Art Aloe, „woraus sie Garn fabriciren, und andere Handels„waaren liegen haben. Wegen der großen Hitze müssen „sie fast nackend gehen, besarahen sich aber deshalb „mit Roucou, theils um den Stichen der Musquitos „zu entgehen, theils zum Putz. Ihre Lebhaftigkeit ist „nicht sehr groß, und ihre Einbildungs- und Erfin„dungskraft geringe. Alles was sie thun, besteht in „Nachahmung, nie bringen sie etwas Neues hervor. „Sie sind Zimmerleute, Baumeister ihrer Häuser, sie „machen ihre Pirogues, und bei großen Unternehmun„gen, z. B. großen Gebäuden, leisten sie sich gemein„schaftliche Hülfe. Ein Indianer bittet hiebei nie Hori„zonten zu Gaste, und ein Haus mag noch so groß seyn, „so wird es doch stets in einem einzigen Tage fertig. „Ihr Zustand ist im Ganzen glücklich, sie leben alle ohne „Feinde, die sie plagen könnten. Nebst den Produkten „der Erde, daran es niemals fehlt, finden sie auch ih„ren Unterhalt reichlich durch Jagen und Fischen.“

„Der Zustand der ohen in den Cordilleren wohnen„den Indianer ist dagegen ganz davon verschieden; sie

„Daß ganz andere Menschen. Bei ihnen sind so viele „böse Eigenschaften, als bei den ersteren gute anzu„treffen. Sie sind ungemein faul und dumm. Ganze „Tage können sie mit der größten Gleichgültigkeit „auf ihren Fersen sitzen, ohne sich zu rühren oder „ein Wort zu sprechen. Auch ist es schwer, von „ihnen selbst für Geld irgend einen Dienst oder Arbeit „zu erhalten. Es scheint, daß diejenigen, welche „außerhalb des Gebirges leben, mehr von ihren alten „Sitten und Gewohnheiten behalten haben, dahin„gegen die Gebirgsbewohner, obgleich zahlreicher, „die Wirkungen der Unterwürfigkeit mehr empfinden. „Daher daß sie selbst kein Eigenthum haben, und „daß sie ihren Herren fast alles schuldig sind, daher „denn auch die Gleichgültigkeit gegen alle Reichthü„mer, die Trägheit, sich durch Arbeit etwas zu er„werben.“

Hier wäre nunmehr die Regierungsverfassung, die Behandlung der Unterthanen, wohl eher an der Faulheit und dem Mangel der Geschicklichkeit schuld, als das Klima, denn sonst pflegt der Bergbewohner den Thalbewohner an Geschicklichkeit und Activität oft zu übertreffen.

So viel über die Einwirkung des Klima's auf den Menschen überhaupt. Nun bestimmter zur Betrachtung der Eingebornen von Peru und den westlichern Provinzen.

Condamines allgemeine Bemerkungen mögen der Auseinandersetzung der einzelnen Völkerschaften zur Einleitung dienen.

Dieser scharfsichtige Beobachter bestätigt die obigen Sätze seines berühmten Mitreisenden; er zeigt noch genauer die Gründe des Unterschieds unter jenen Nationen. Außer der Verschiedenheit der Länder selbst, nimmt er Rücksicht auf den Unterschied der Speisen, auf die verschiedenen Geschäfte der Indier, und selbst auf die Folgen, welche die Annahme des Christenthums bei ihnen hervorbringen muß. Ein Stamm, der seit hundert Jahren den spanischen Missionaren und der spanischen Herrschaft unterworfen ist, muß viele Gewohnheiten, so einen großen Theil seiner ganzen vormaligen Lebens- und Denkart verlohren haben, und mithin in mehrerem Betracht den übrigen noch einzeln im Walde lebenden freien Indiern unähnlich werden.

„Indeß, fährt er fort, so wie alle europäische Völker, ob sie gleich in der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten unter sich verschieden sind, dem unachtsamen in den Augen eines Asiaten, wenn er sie genauer betrachtet, etwas allen gemeinig charakteristisches haben würden, so hat es mir geschienen, daß alle amerikanische Indianer in den verschiedenen Ländern die ich durchreiset bin, gewisse Züge einer Aehnlichkeit mit einander hatten, und bis auf einige Schattirungen, die ein Reisender im Vorbeigehen nicht

„genau beobachten kann, glaube ich bei ihnen einerlei „Charakter angetroffen zu haben. Die Fühllosigkeit ist „der Grund desselben. Ich lasse es unentschieden, ob „man dieselbe mit dem Namen einer völligen Apathie „beehren, oder sie für wirkliche Stumpfsinnigkeit, „Dummheit, erklären will. Sie entsteht aus der ge„ringen Anzahl ihrer Ideen; denn diese gehen nicht „über ihre Bedürfnisse hinaus. Sie sind Vielfraße, „wenn es in ihrem Vermögen steht, ihrer Gefräßigkeit „Genüge zu leisten; mäßig, wenn die Nothwendigkeit „sie dazu zwingt; kleinmüthig und äußerst feige, wenn „sie nicht etwa durch den Trunk aufgeregt werden. „Feinde aller Arbeit; fühllos für Ruhm, Ehre oder „Dankbarkeit. Nur allein mit dem Gegenwärtigen be„schäftigt, legen sie ohne alle Sorge für die Zukunft. „Ohne alle Vorsicht und Ueberlegung überlassen sie „sich, sobald sie sich nicht eingezwängt fühlen, einer „kindischen Freude, und diese äußern sie durch Sprün„ge, lautes Auflachen ohne Ursache und Absicht. Ihr „Leben bringen sie hin ohne Denken; sie werden in „der Kindheit alt, und behalten bis an ihr Ende alle „Fehler der Kindheit."

Diese Vorwürfe, behauptet Condamine, verdienen aber nicht etwa bloß die durch das spanische Joch ge„drückten Indianer; nein, selbst die in den Missionen, „ja die gänzlich freien, wilden Völkerschaften sind stupide „und wenig von dem Thiere unterschieden.

Alle Sprachen, die Condamines bekannt wurden, und bei seiner Reise quer durch das ganze Land von Südamerika mußten ihrer sehr viel seyn, sind sehr dürftig. Einige haben indeß Kraft und Eleganz; hierunter vorzüglich die alte Sprache der Peruaner. Indeß mangeln ihnen mit einander alle Ausdrücke für allgemeine, für metaphysische und moralische Begriffe. So haben z. B. die Worte Zeit, Dauer, Wesen, Körper, Freiheit, Erkenntlichkeit, Tugend, Gerechtigkeit, und ähnliche Wörter bei ihnen keine gleichgeltende Ausdrücke; sie müssen weitläuftig umschrieben werden. Wie reimt sich dies mit der hohen Kultur, die der Peruaner Garcilasso seinem ältern Völkerstamme zuschreibt? Die übrigen Südamerikaner sind aber sicher noch weniger aus der Barbarei herausgegangen.

Voigt bezeugt, daß fast jede Ortschaft ihre eigene Sprache hat, sollte sie auch nur aus 600 Köpfen bestehen. Condamine führt, um die Schwierigkeit der Sprache der Omaguas zu zeigen, den Ausdruck für die Zahl drei, an: er ist Poettarraroinarrarra; bei den Taumachiern am Orinoko heißt zwanzig: Akziachemaaretpe; in der Yukas-Sprache heißt zwei und zwanzig Ischcai tschunga Ischcai, also deß scheint die mexikanische Sprache ebenfalls ungemein schwierig. So heißt eine besondere Baumart: Xochikozzalquaxihuitli; der Blitz, Tlahuitzcalitzli. Diese wenigen Beispiele der erstaunlichen

Schwierigkeiten in diesen Sprachen mögen hier hinreichen. Es wäre eher leicht, zu zeigen, daß auch mehrere Sprachen der nördlichen neuen Welt fast eben so weitläuftig und schwer auszusprechen sind, auch hierdurch verrathen sie ihre geringere Ausbildung gegen die Sprachen der alten Welt.

Die Missionaren wenden alles an, jene Peruanische, die sogenannte Sprache der Yukas, allgemein zu machen. Denn diese ist nicht nur vollkommner, sondern auch sanfter, da sie weniger Mitlauter hat; sie ist deutlich und einfach, ob ihr gleich das E und O fehlen; sie leistet zu allem hinreichende Dienste. Allein sie hat ehmals das Schicksal, durch die verschiedenen Völkerschaften einen besondern Dialekt zu erleiden. Condamine macht bei den vielfachen Sprachen dieser Indianer eine Bemerkung, die für die Sprachforscher und Historiker viel Aufmerksamkeit verdient.

„Das Wort Abba, Baba, oder Papa und Mama, „welches aus den morgenländischen Sprachen mit „einer geringen Veränderung in die meisten europäischen übergegangen zu seyn scheint, ist vielen „amerikanischen Völkern gemein. Wenn man „diese Töne als die ersten betrachtet, welche die Kinder „deutlich aussprechen können, und welche folglich in „allen diesen Ländern vorzugsweise von den Aeltern

„die sie aussprechen hörten, angenommen seyn müssen, „um dadurch die Begriffe Vater und Mutter anzu„deuten, so bleibt es unerklärt und auffallend, warum „die mit diesen Worten verbundenen Begriffe sich nie „verwechselt (gekreuzt) haben? durch welchen Zufall „es nämlich geschah, daß z. B. bei den Otaheitas, wo „selbst die Worte Papa und Mama im Gebrauch sind, „nie das Wort Papa, die Mutter, oder Mama, den „Vater bezeichneten? sondern daß hier, gerade wie bei „den Sprachen des Orients, jedes Wort einen und eben „denselben Begriff anzeigte?“

Die Schwierigkeiten, die Sprache dieser rohen Nationen überhaupt zu erlernen, sind nicht bloß wegen ihrer Rauhigkeit und vielen Mitlauter groß, sondern vorzüglich deshalb, weil diese Völker ihre Gedanken und Meinungen fast noch lebhafter durch ihre Geberden und Mienenspiel ausdrücken, als durch die Töne selbst. „Sie „reden zum Theil mit mannichfaltigem Schnarchen, mit „gewissen Rümpfungen, bald der Nase, der Ohren, „der Lippen, der Stirne, der Augen, bald auch mit „Händen und Füßen; wer wird daher jemals im Stande „seyn, solche Ausdrücke der Gedanken zu Papier zu „bringen, oder gar darüber eine Grammatik zu „schreiben.“ (Vejgl.)

Eine Haupturſache der allgemeinen Rohheit und Fühlloſigkeit, welche den Charakter des südlichen

Amerikas vorgeworfen wird *), soll, nach der Behauptung mehrerer Beobachtungen, in der Bildung ihren äußern Theilen zu finden seyn. Nicht nur die Haut der Indianer ist sehr dick, ihre Muskeln hart und wenig empfindlich, sondern die Knochen selbst, z. B. die Hirnschale, fand man 6 bis 7 Linien dick. Daher, das hauptsächlichste Uebel, rühre ihre unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen alle Wunden und Schmerzen, so wie zum Theil ihre Grausamkeit.

Bei einem Indianer dauerte die Operation eines Steinschnitts ohne Unterbrechung fast eine halbe Stunde, denn der Stein saß fest und entschlüpfte vielmal der Zange, so daß das Instrument zu mehreren Malen hineingebracht werden mußte. Während der ganzen Zeit dieser schmerzhaften Bearbeitung bemerkte man an dem Leidenden nicht die geringsten Zeichen der Empfindlichkeit, höchstens von Zeit zu Zeit einen schwachen Klageton. Auch verließ der Kranke das Bett bereits nach zwei Tagen, ohne Schmerzen zu fühlen, obgleich die Wunde noch nicht völlig geschlossen war. Gleiches Ungefühl zeigen die Indier in Peru bei Beinbrüchen, Wunden oder andern Verletzungen.

*) Dies fand, wie aus den vorhergehenden Jahrgängen erhellet, gleichfalls bei mehreren nördlichen Völkern dieses Welttheils Statt.

Daher ist auch wohl ihre Abhärtung gegen die verschiedenen Klimate zu erklären. Die auf den hohen Gebirgen, den Punas, finden sich sehr wohl bei der dünnen Kleidung, obgleich mitten unter Schnee und Eis. Die Decke, die sie um sich schlagen, legen sie oftmals in dieser rauhen Witterung bei Jagdpartien gänzlich ab, und das Zerreißen der Haut, welches ihnen sodann die Dornen und Sträucher häufig verursachen, achten sie gar nicht.

Wiederum halten sie die stärkste Sonnenhitze mit völlig unbedecktem Haupte aus; ein Europäer würde hiedurch vom Sonnenstich (Coup de Soleil) gefährlich leiden. Es bleibt stets eine Naturmerkwürdigkeit, daß die Farbe der Amerikaner überhaupt ein ihnen eigenthümliches Rothbraun ist, dergleichen man unter gleichen geographischen Breiten der alten Welt nicht so antrifft. Hiebei finden sich freilich oftmals beträchtliche Nüanzen, selbst bei den Peruanern. Diese zeichnen sich aber überdies noch aus durch eine sehr kleine Stirn, die bis mitten zwischen den Augenbraunen mit Haaren bewachsen ist, durch kleine Augen, eine dünne, kleine, nach der Oberlefze zu krummgebogene Nase (Habichtsnase), ein durchaus breites Gesicht, große Ohren, schwarze gerade dicke Haare, sehr wenig Bart, wohlgehauete Schenkel, kleine Füße und einen untersetzten robusten Körper. Die Bewohner des hohen Landes von Peru sind von mittlerer Statur;

Basilio Huaylas.

ein Riese aus Peru.

die im niedrigen Lande hingegen etwas gröber. (Ulloa.)

Riesen giebt es also wohl jetzt hier nicht, obgleich man aus ungeheuren Knochen, wahrscheinlich Thier-Knochen, welche in Peru gefunden, auf Riesen der Vorzeit hat schließen wollen. Indeß bringt die Natur auch in diesem Lande zuweilen übermäßig große Individuen hervor. So sahe man noch vor nicht langen Jahren zu St. Fe de Bogota einen indianischen Bergmann, Pedro Cano, dessen Schuhe eine halbe Elle lang waren. Ferner ist berühmt Basilio Huaylas *), der 7 Castilianische Fuß, 2 Zoll und einige Linien maß. Von den Hüften an nach oben waren alle Theile unproportionirlich groß. Die Schultern hielten $\frac{5}{6}$ Elle, der Kopf $\frac{1}{2}$. Die Arme reichten bei aufrechter Stellung bis an die Knie. Hingegen waren die Schenkel und Füße klein, auch das rechte Bein kürzer.

Basilio Huaylas war aus der Provinz Castro-Vireyna, in der Intendantschaft Huancavelica, er zeigte sich im Jahre 1792 öffentlich in Lima.

Die Bewohner der nördlichsten Theile von Peru leben nur in kleinen elenden aus Lehm errichteten runden Hütten, die nur etwa Mannshoch sind. Die Wände stehen gerade und haben ein pyramidenförmiges

*) Man sehe das Kupfer.

Nacht. In der Mitte brennt ein Feuer; umher lagert sich der Hausherr, seine Familie und sein Reichthum, ein Schwein, Hühner und Hunde. Diese letztern Thiere haben die Besonderheit, daß sie einen ungewöhnlichen Haß gegen alle Fremde, Spanier und Mestizen (Mulatten) hegen; hingegen erwiedern die Hunde den letztern diesen Haß gegen die Indianer.

Die Lebensart der Indianer ist einfach. Maiz, gekocht und gebraten, ist ihre Hauptnahrung. Indeß leben die Bewohner der jagdreichen Gegenden auch vom Wilde. Unter ihren Jagden ist besonders die Bärenjagd an den hitzlichen Cordilleren in der Provinz Quito (zwischen dem zweiten Breiten-Grade) ein merkwürdiges Zeugniß ihrer Kühnheit. Sie bedürfen hiezu keiner andern Waffen, als einer Schlinge und eines Pferdes. Die Schlinge besteht aus einem sehr festen ledernen Riemen, der aber zugleich so dünne seyn muß, daß der Bär ihn mit seinen groben Tatzen nicht zu fassen vermögend ist. Kaum wird der Indianer des Bären ansichtig, so rennt er auf ihn zu. Der Bär empfängt ihn, und setzt sich in eine solche Stellung, daß er einen Sprung gegen den Reuter thun kann. Ist aber der Indianer dem Bären nahe genug gekommen, so wirft er, ehe der Bär seinen Angriff thut, mit großer Geschicklichkeit ihm den Riemen um den Hals, wickelt diesen zu gleicher Zeit mehrmal um den Sattel des Pferdes, und giebt dem Pferde die Sporen. Der un-

geschickte Beute nicht vermögend, so schnell zu folgen, besonders da er stets nach der Schlinge greift, um sich los zu winden; er verwickelt sich, und wird daher erwürgt.

Sie sind übrigens große Liebhaber vom Trinken. Ihre Feste, die bei den Begräbnissen nicht ausgenommen, laufen stets darauf hinaus, sich mit Chica, einem aus gegohrnem Maiz erzeugten Getränk, der Sinne zu berauben und einigemal mehrere Tage in solchem Zustande zu beharren. Auch bereiten sie ein Getränk aus der Wurzel des Manihot, fast auf eine eben so eckelhafte Weise als die Südsee-Insulaner ihre Kava. Die Weiber zerstampfen eine große Quantität Manihotwurzeln in hölzernen Trögen, Coiana genannt, während daß Andere eben solche Wurzeln zerkauen. Den Speichel hievon geben sie in eigene hölzerne Schüsseln, und schütten dieses Flüssige zu jenen zerstampften Wurzeln. Dies Gemisch gähret drei Tage, und giebt ein süßlichsaures Getränk, das Jedem angenehm schmeckt, dem davor nicht eckelt. Das Vorrecht sich zu betrinken, ist aber eigentlich nur auf die Hausväter beschränkt. Dem Branntewein sind sie so sehr zugethan, daß die Arbeiter in den Minen oft in einem einzigen Tage ihr ganzes Wochenlohn verbrauchen. In der Trunkenheit vertauschen sie oftmals ihre Weiber, und was das schlimmste ist, sie schämen sich dieser That nicht, selbst wenn die Beichtväter sie deshalb, nachdem sie wieder nüchtern worden, befragen. Ueberhaupt kennen sie keinen

besondern; Unterschied zwischen Ehre und Schande, äußern auch eine sehr große Gleichgültigkeit gegen Todesstrafen. Ein Mulatte und ein Indianer wurden beide wegen eines Verbrechens zum Tode verdammt. Der Mulatte bezeugte große Gemüthsunruhe und Reue gegen den ihn tröstenden Geistlichen, Der Indianer blieb hingegen durchaus ruhig; ja, als der erste seine letzte Mahlzeit fast gänzlich unangerührt ließ, hatte man Mühe, den Indianer zurückzuhalten, nicht die Mahlzeiten für beide zu verschlingen; auch starb er mit eben dieser Gleichgültigkeit.

Die Indianer, welche in den Städten leben, zeigen übrigens mehr Gescheutheit, als die Landleute; man nennt sie daher gewöhnlich die geſcheuten Indianer, Landinos; sie erlernen das Spanische schnell, und zu Unterchirurgen sind sie häufig sehr zweckmäßig angezogen.

Von diesen eigentlichen Peruanern weichen nun die Völkerschaften, die Bewohner der wüsten Region; die zwischen der östlichen Bergkette der Andes und Brasilien fortläuft, in manchem Betracht bedeutend ab. Es würde aber ein zu weitläuftiges Unternehmen seyn, hier die Verschiedenheiten dieser unmittelbaren Völker einzeln durchzugehen, da ihre Anzahl (Weigl giebt deren 30 an) durch die Nachrichten unserer Reisenden noch leicht um die Hälfte zu vermehren ſeyn.

Jener Missionair macht für die 50 Völker sieben Abtheilungen, nämlich die: 1) am obern Maranon, sechs Völkerschaften; 2) am Pastazaflusse, fünfe; 3) am Huallaga, sechse; 4) am untern Maranon, eilf; 5) am Napo, fünfe. Die Spanier fassen diese letztern unter dem allgemeinen Nahmen: Nation der Encallada, zusammen. 6) Im Süden des Maranon, vierzehn; diese treten dann ziemlich tief gegen Tucuman hinab; 7) An der Nordseite des Maranon, gegen den Orinoko hin, drei.

Viele dieser Nationen stehen einander in ihrem Aeussern und in ihren Sitten, Gewohnheiten und Sprache sehr nahe, dahingegen andere, die in der unbedeutendsten Entfernung neben einander leben, durchaus von einander abweichen. Dies scheint ein Beweis sonderbarer Völkerwanderungen, welche sich in unsern Zeiten bei weitem nicht mehr so häufig ereignen.

Wir heben hier nur einige der an Mannschaft zahlreichsten und sonst merkwürdigsten dieser Nationen aus; sie können zur Darstellung der Sitten und der Lebensart Aller dienen.

Von Westen nach Osten fortzugehen, liegt in der Natur des Laufs des großen Stroms; und hier mögen die Völker der Pampa del Sacramento, also dem Maranon im Süden, zwischen dem Huallaga und dem Ukayall, den Anfang machen.

Diese stark und gut gebauten Bewohner der Wälder, z. B. die Yurimaguas, die Aissuaris, ferner die Panos, die Cocamas, die Conivos u. a. sind in kleine Stämme oder Zünfte getheilt, und werden von ihren eigenen Caziken regiert. Ihre Farbe ist minder dunkel, als die der Peruaner, so daß, wenn nicht die Gewohnheit, sich mit mehrerlei Farben oft auf das buntesse anzumahlen, bei ihnen herrschte, sie von den Europäern nicht sehr verschieden seyn würden. Einige dieser Stämme haben schon den sonderbaren Gebrauch, die Köpfe flach zu drücken, die freilich den Omaguas, welche sogleich vorkommen werden, ganz besonders eigen ist.

Die Yurimaguas, ein kriegerisches Volk, durchbohren sich das Kinn und den Nasenknorpel, um darin goldene und silberne Gehänge tragen zu können, überdieß zeichnen sie an ihre Glieder die sonderbarsten Figuren. Bei weniger Bedeckung des Körpers, zieren sie dennoch die Arme und den Hals mit Ringen und Bändern von den Zähnen der erschlagenen Feinde, oder Thiere. Ueber der Schulter hängt dem Krieger der Köcher, und in den Händen trägt er Bogen und Pfeil *). Die Weiber schneiden das Haar vorne rund, aber sie sind stolz auf langes Hinterhaar. Sonderbar

*) M. s. die Zeichnung.

Indianischer Krieger
am Maranon

UNIV. OF MICH.

ist es, daß die verheiratheten Weiber sich nur bedeckt tragen, dahingegen die Mädchen wie Eva einhergehen. Noch merkwürdiger ist aber die Gewohnheit der ihre lebenden Panos-Indianer, nur allein die jungen Mädchen zu beschneiden. (Weigl.) Schrecklicher ist es hingegen, daß andere Stämme dieser Gegend die männlichen Kinder, welche das Unglück haben, mit übelgestalteten Gliedmaßen zur Welt zu kommen, sogleich tödten.

Sie leben in Monogamie, jedoch nehmen ihre Cazikes zuweilen zwei Weiber. Schon in sehr früher Jugend bewerben sich die Eltern um die Braut für ihren Knaben, und zwar stets aus einer andern Familie. Diese beiden Kinder werden dann bis zur Mannbarkeit mit einander erzogen.

Ihre Religion nimmt eine Fortdauer nach dem Tode an. Als ein Missionar einen Sterbenden fragte, ob er wünsche in einer andern Welt fortzuleben, erwiederte er: allerdings, denn dort werde er mit seinen Verwandten Manihot, Brod und Platanen speisen. Sie glauben, es gebe dort Tänze und Schlachten. Auch scheinen ihnen die Blitze, Angriffe auf die Feinde, die Milchstraße aber, schöne Wandelplätze der Seelen zu seyn.

Andere Nationen nahmen hingegen die Seelenwanderung an. Die erschlagenen Feinde werden sofort in bösartige wilde Thiere verwandelt, aber die Seelen

der Cazikes, der tapfern Krieger und der treuen Weiber gehen vorzugsweise in die ihnen schätzbaren Thierarten über, z. B. in Affen, Tieger u. dgl.

Diese Nationen haben verschiedene Sprachen. Die der Cocamas kommt mit der der weiter östlich wohnenden Omaguas überein, dahingegen ist die der nicht sehr weit von ihnen lebenden Yurimaguas gänzlich hievon verschieden; sie ist eben so rauh, als jene sanft ist.

Auch diese Völkerschaften nehmen sehr ab. Die zahlreichen Nationen, aus welchen die Panos, Cocamas und Cocamillas entsprungen sind, haben sich besonders durch unsere Kinderblattern bis auf 1500 Köpfe vermindert; und die Nationen der Chamicuros und Aguanas gar bis auf 500. (Weigl.)

Wie wäre dieß aber auch zu bewundern, da mehrere dieser Völker noch daneben die entsetzliche Gewohnheit haben, ihre Kinder, selbst wenn sie mit völlig wohlgestalteten Gliedern zur Welt kommen, dennoch sogleich zu tödten? So berathschlagen sich die Cocamas bei der Geburt eines Kindes über dessen Leben oder Tod. Scheint das den Eltern eine Last zu seyn, (wer sollte dies in einem so milden Klima vermuthen?) so begraben sie es mit der Nachgeburt lebendig, es müßte sich denn einer unter ihnen finden, der es zuerst von der Erde aufnähme; in diesem Falle erziehen sie es mit aller Sorgfalt.

Einige dieser Nationen sind fast beständige Krieger. Ihre Dörfer sind daher festungsmäßig oder zur Vertheidigung eingerichtet. Sie bestehen aus mehreren großen Gebäuden, die in Form eines halben Mondes gelegen sind, dessen convexe Seite sich gegen den Wald kehrt. Das Ganze hat nur zwei Zugänge, wovon der eine sehr steil, der andere aber auf flachen Boden ausgeht. Wird nun einer der Eingänge überwältigt, so werfen sie sich durch den andern in den Wald, theilen ihre Truppencorps in zwei Flügel, und vertheidigen den Platz von neuem. Alles geschieht bei ihren Kriegen, wie bei den Wilden in Nordamerika, durch Ueberfall und durch ähnliche Grausamkeit gegen die Besiegten und Niedermetzeln der Gefangenen. Die Iroquois hauen den Feinden die Köpfe ab, kochen diese, ziehen ihnen die Haut ab, stopfen sie mit Stroh aus, trocknen sie durch Rauch und bilden dadurch gräßliche Masken. Sich selbst aber schützen sie, so wie sie den Erschlagenen die Köpfe abschneiden, die obersten Theile der Nasenhaut auf, und indem sie die Hülsen der Palmen (wahrscheinlich die jungen Scheiden der Blumen) hineinschieben, bringen sie dadurch Warzen hervor. Je mehr feindliche Köpfe sie bekommen, desto mehrere Warzen bilden sie auf die erwähnte Art; zuletzt erzeugt sich auf diese Weise von den Augenbraunen an bis zur Spitze der Nase hinab eine sie schrecklich entstellende Unförmlichkeit oder warzige Geschwulst.

Eile feiern und Siege durch eigene Pfeile, wobei sie ihre Waffen und ihre Masken oder ausgestopfte Kopfhäute der Feinde mit sich führen. Hiebei spielen sie Angriffe gegen einander, welche oftmals blutig ablaufen; schimpfen jene feindlichen Masken, werfen ihnen ihre Feigheit vor, prahlen mit ihrer Tapferkeit, und endigen das Kriegesfest mit Tanzen und Saufen.

Darin sind sie indeß den Huronen, Irokesen und ähnlichen nördlichen Barbaren weit vorzuziehen, daß sie die beim Leben erhaltenen Gefangenen äußerst gutmüthig behandeln.

Auch ist es merkwürdig, daß diese Nationen, ob sie sich gleich auf ihren Jagden vergifteter Pfeile bedienen, niemals von dergleichen gegen den Menschen in ihren Kriegen Gebrauch machen.

Noch westlicher als die hier benannten Stämme, an der entgegengesetzten Seite des Huallaga, wohnen die Setebos. Ihr Sitz stößt an die Cordilleren, in Norden aber an den Maranon, und das Land wird von vielen beträchtlichen Strömen durchschnitten, die sich theils in den Huallaga, theils in den Maranon ergießen. Diese Nation, welche eine eigene Sprache redet, schlägt Meigt jetzt überhaupt nur noch auf 2000 Köpfe, da sie ehemals außerordentlich zahlreich war.

Den Xeberos gegenüber, an der Nordseite des Maranon, ziehen die Mayorunas vorzüglich zwischen dem St. Jago-Flusse, oder vielmehr zwischen dessen größern östlichen

Ammon, dem Paute und dem Morona. Da sich Seitenzweige der Cordilleren in ihrem Lande zeigen, so dienen die Gebirge dieser an sich kriegerischen Nation zu einer bedeutenden Schutzwehr. Die Spanier, drangen weit sie nicht ohne Grund hier ergiebige Metalladern suchten, tief in das Gebiet, allein die tapfern Xiberos wurden endlich Meister, erschlugen ihre Unterdrücker, und zerstörten die dort angelegten Städte, Logrono, Zamora u. a. Zwar hat man es nachher mahrmalen versucht, sie von neuem zu bezwingen, aber die natürliche Festigkeit des dabei von mehreren Flüssen durchschnittenen Landes, und der Haß gegen die Spanier, hat ihnen selbst den Missionairen dort Eingang finden lassen. Nur erst seit etwa zehn Jahren ist es den Missionair den Muratos (einer Nation am Pastaza-Flusse) gelungen, sich die Freundschaft Einiger der wilden mißtrauischen Xiberos zu erwerben.

Die Missionairs suchten sich hauptsächlich anfangs durch Geschenke von Eisengeräthe an die Caziken, bei solchen Völkern Eingang zu verschaffen. Die meisten dieser Nationen fühlen nämlich den Vorzug der eisernen Werkzeuge vor ihrem hölzernen und steinernen Aexten und Aexten so lebhaft, daß sie hiefür fast alles aufopfern. Der deutsche Missionair Richter Fanzua in Zuzuaa (diese Ortschaft liegt unweit der Einmündung des Quellaga-Flusses in den Morona.) einen Indianer zu sich zu dem Kongigua Vater Superior kam

und ihm seinen Sohn zum Geschenk anbot, wann er ihm eine Axt geben wollte. Als dieser ihm vorstellte, ein Stück Eisen sei ja nicht mit einem Menschen zu vergleichen, antwortete jener ruhig: „Herr, Deinen kann „ich zeugen, so viel ich will, aber keine Axt; sie ist „mir nützlicher, als ein Kind, denn ich kann sie lebens„lang gebrauchen.“

Geht man über den Morona, so kommt man sofort in das Land der Nation, von welcher diese Missionen ihren gemeinschaftlichen Namen führen, in das Land der Maynas. Auch diese vormals sehr zahlreiche Nation ist theils durch die Waffen der Spanier, theils durch die ihnen zugeführten europäischen Krankheiten außerordentlich geschmolzen; doch findet man noch hin und wieder einzelne wilde Stämme der Maynas in den Waldungen. Die Missionare hätten bei ihnen noch leichter Eingang gefunden, wenn die Maynas-Sprache nicht so äußerst rauh und schwer wäre.

Es sind ziemlich hellgefärbte, gesunde Menschen, bei denen man fast nie mißgestaltete Individuen oder auch Buckel findet, ein Fehler, der sich bei den in Gebirgen von Quito näher wohnenden Nationen nicht selten äußert. Ihre Kleidung ist ein langer sackähnlicher Rock, aus einem einzigen Stücke; nur für den Kopf und für die Arme sind darin Oeffnungen gelassen. Der Zeug dazu aber wird von ihnen selbst verfertigt. Dieses Tuch, Cushma genannt, ist das älteste

Häutchen gewisser Palmzweige. Sie wissen es säuber abzuziehen, trocknen es in der Sonne und geben ihm verschiedene Farben. Sie verstehen es so umsponnen zusammen zu knüpfen oder ein Gange daraus zu machen; die daraus verfertigten Kleidungsstücke haben, als ein vielfarbig gestreiftes Tuch, kein übeles Ansehen und sind daneben dicht und sehr brauchbar. Auch bewerben sich die übrigen Nationen sehr um diese Zeuge; denn bei der unglaublichen Plage der Muskquitos und anderer Stechfliegen dieser Gegenden, sind sie für Zelte und Zeltbetten von außerordentlichem Werthe. Diese Kleidung dient indeß nur den Männern; das andere Geschlecht hat außer einem kleinen Tuche um die Hüften, weiter keine Bedeckung. Ueberhaupt ist auch bei den Maynas der Zustand der Frauen höchst traurig. Selbst in dem schwächlichsten Zustande, z. B. gleich nach dem Kindbette, sieht man sie harte Feldarbeiten verrichten; mit dem neugebornen Kinde auf dem Rücken gebunden, arbeiten sie vom Morgen bis zum Abend, fast ohne Speise und Trank. Neigl. sahe sie in solchem Zustande mit schweren Bündeln Holz, Manihot-Wurzeln oder Platanen auf dem Kopfe, Abends zu Hause kommen.

Die Maynas leben zwar, wie die meisten übrigen Indianer, hauptsächlich von den beiden oben benannten Pflanzen; doch genießen sie auch häufig die Charamas oder Schildkröten, so wie auch das Fleisch der Fische.

auf Hürden halb gebraten, oder oft nur unter glühende Asche gesteckt. Feuer machen sie, wenn die Missionare sie nicht anders mit Stahl versehen haben, nach Art der meisten Indianer, durch Aneinanderreiben zweier Hölzer, und hiezu dienen ihnen die Nester gewisser Ameisen statt des Zunders.

Unter den ihnen zur Speise dienenden Fischen nennt Weigt gleichfalls den Zitteraal (Gymnotus Electricus.) Er verdient als eine Merkwürdigkeit der Gewässer von Süd-Amerika unsere besondere Aufmerksamkeit. Die Eigenschaft, vermöge welcher dieß Thier vollkommen einem der Leidenschaft oder Kleistischen (elektrischen) Flasche völlig gleichen Schlag austheilen kann, ward zuerst auf Cayenne (hier findet er sich gleichfalls häufig) von jenem berühmten Richer im Jahre 1671 entdeckt, der uns die ersten entscheidenden Erfahrungen über die Verkürzung und Verlängerung des Pendels unter den verschiedenen geographischen Breiten lieferte. Der Holländer van Werkel machte den Zitteraal 1689 genauer bekannt, und in jenen Zeiten, wo man in der Lehre der Elektricität noch sehr zurück stand, wo selbst die Ladung der Kleistischen Flasche häufig unbekannt war, mußte dieser Fisch für ein ganz unerhörtes Phänomen gelten.

Nachdem Reporten Schilling, besonders Williamson und Walsh viele Experimente über die elektrische oder galvanische Kraft dieses Thieres, die berühmte Hunter

aber gab dessen Anatomie. Die neuesten vorzüglichsten Versuche hierüber verdanken wir abermals unserm von Humboldt. Er verglich sie zugleich mit den ähnlichen Phänomenen, welche der Zitterrochen (Raja Torpedo L.) hervorbringt, ein Thier, das die Meere des wärmern Europa, so wie die ostindischen bewohnt, und dessen betäubende Kraft bereits Aristoteles kannte.

Der Zitteraal sowohl als der Zitterrochen *), so sehr auch ihre Gestalt von einander verschieden ist, haben doch die sonderbare Einrichtung mit einander, daß die Natur sie mit eigenen, andern Fischen selbst von demselben Geschlecht fehlenden, Werkzeugen ausgerüstet hat, wodurch sie diese elektrische Entladung hervorbringen, und andere Thiere dadurch gewaltsam erschüttern, ja selbst tödten können. Die diese Kraft erzeugenden Werkzeuge liegen im Zitterrochen (R. Torpedo) zu beiden Seiten der Hirnschale und der Kiefern, und laufen von da bis zu den halbmondförmigen Knorpeln der großen Seitenflossfedern. Sie bestehen aus vielen hundert starken, senkrechten Säulen oder fünf- und sechseckigten Prismen, in deren Zwischenräumen eine Flüssigkeit enthalten zu seyn scheint, und die von vielen Blutgefäßen, aber von einer noch weit größeren Anzahl von Nerven durchflochten sind.

*) Man sehe das Kupfer.

Da der Körperbau des elektrischen Aals (Gymnotus El.) gänzlich von dem des elektrischen Rochens verschieden ist, so haben freilich die Erschütterungswerkzeuge des in die Länge gestreckten Aals eine Lage, die diesem angemessen, fast der ganzen Länge des Körpers folgt, und selbst eher daher auch den Schwanz mit einnehmen; allein auch sie haben, wie bei dem Rochen, bedeutende Zwischenräume, und enthalten, worauf wohl am meisten zu sehen ist, außer den Blutgefäßen eine ganz außerordentliche Menge starker Nerven, welche aus dem Rückenmarke hervorgehen.

Die Wirkungen, welche beide Thierarten mit diesen Werkzeugen hervorbringen, sind dann eben so außerordentlich, als bis jetzt unerklärt.

Beide Fische geben nach ihrer Willkühr dem, der sie unmittelbar berührt, einen Schlag, der dem Schlage der Explosion der Kleistischen Flasche ähnlich ist. Der Schlag des Krampfrochens, sagt Hr. v. Humbold, ist durchdringender, convulsivischer, schmerzhafter als die elektrische Explosion. Die Kraft des Zitterrochens scheint übrigens, überhaupt genommen, minder zu seyn; dennoch behaupteten schon die Alten, daß es dadurch die Fische, die ihm zur Nahrung dienen, nicht nur betäube, sondern oftmals tödte.

Der Schlag eines frischgefangenen kraftvollen Zitteraales ist fürchterlich; ja von unbegreiflicher Stärke; die größten dieser Fische halten über 6 Fuß Länge. Als

Boulland und v. Humbold im März 1800 in den Sümpfen von Vera, in den großen amerikaniſchen Steppen von Calabozo in der Provinz Venezuela (8° 56′ n. B.) Zitteraale fiſchten, wurden in wenigen Minuten mehrere Pferde durch ſie getödtet. Der Gymnotus trifft wenn er längs dem Bauche des Pferdes hingleitet, alle edlere Theile, Herz und Abdominalnerven zugleich. Dieſe Pferde hatte man in den Sumpf gejagt, um den Zitteraal durch das Geräuſch zu zwingen, ſich dem Ufer zu nähern. Daß aber dieſe Explosion keine nothwendige Folge der Berührung des Fiſches iſt, ſondern der Schlag lediglich von dem Willen des Fiſches abhängt, erhellt daraus, daß man den Fiſch oftmals feſt mit beiden Händen angreifen und reizen kann, ohne die mindeſte Erſchütterung zu empfinden.

Williamſons Verſuche mit andern dem Zitteraal zugeſellten Fiſchen beweiſen noch beſtimmter, wie ſehr das Thier die Erſchütterung in ſeiner Macht habe, und ſie zu ſeinem Vortheile zu gebrauchen verſtehe. Die kleinen Fiſche, welche er in das Waſſerbehältniß des Gymnotus ſetzte, würden ſodann von ihm durch einen Schlag getödtet und verſchlungen.

Auf einen großen Katzen-Wels (Silurus Catus L.) der gleichfalls hineingeſetzt ward, ſchwamm der Gymnotus zu, ſah ihn feurig an, gab ihm einen ſtarken elektriſchen Stoß, (Williamſon fühlte den Stoß ſelbſt, da er die Hand während der Zeit im Waſſer

hielt,) wodurch sich der Wels sofort auf dem Rücken legte; und da der Wels selbst hiedurch noch nicht getödtet schien, so kehrte der Gymnotus zurück und gab eine zweite noch stärkere Erschütterung.

Der Gymnotus kann den Schlag ertheilen, ohne sich äußerlich dabei zu bewegen; dagegen bewegt der Zitterrochen jedesmal die Brustflossen, so oft er die elektrische Erschütterung giebt.

Ich habe, sagt v. Humbold, den Zitteraal in Händen gehabt, und indem er sich convulsivisch krümmte, um sich mir zu entwinden, fühlte ich keine Erschütterung. Dasselbe Individuum gab wenig Minuten darauf die heftigsten Schläge, ohne die äußere Lage seines Körpers zu verändern.

Berührte Williamson den Zitteraal mit einem Draht oder metallenen Stift, so fühlte er den Schlag; dagegen erhielt er keine Erschütterung, wenn er ihn mit Siegellack, Glas oder Seide berührte.

Kurz, wie bei der Elektricität geben die leitenden Körper (conductores) den Schlag, die Nichtleiter aber nicht. Beim Zitterrochen macht dies, nach Hrn. von Humbold, eine bedeutende Ausnahme. Berührt man, sagt er, die Torpille mittelst einer metallenen Spitze, so empfindet man, isolirt oder nicht isolirt, nie die geringste Erschütterung. Eben so wenig fühlt man dieselbe, wenn man den Fisch auf eine metallene Platte und diese auf die linke Hand legt. Berührt

mag aber in diesem letztern Falle die obere Fläche des elektrischen Organs zugleich mit der rechten Hand, so empfindet man, trotz der metallenen Platte, den Schlag in beiden Händen. Der Zitteraal gab hingegen, durch Metall berührt, den Schlag.

Eine Reihe oder Kette von Menschen erhält, wie bei der Leidenschen Flasche, den Schlag durchgehends, wenn einer derselben den Fisch berührt. Auch findet dies, wie bei der Elektricität, Statt, wenn die Kette durch Wasser unterbrochen wird. Wird hingegen die Kette durch die Flamme eines Lichts unterbrochen, so erfolgte keine Erschütterung, weder bei dem Rochen, noch bei dem Aal.

Weder beim Zitterrochen noch beim Zitteraal, wird das feinste Elektrometer durch ihre elektrischen Organe afficirt, selbst nicht, wenn der Condensator vermittelst eines Metallfadens mit dem isolirten Fische in Verbindung gesetzt wird.

Schilling behauptete, entdeckt zu haben, daß der Magnet auf den Zitteraal beträchtlich wirke, ja ihm oft seine Kraft beraube. Ingenhous machte deshalb eigene Versuche, fand aber das Gegentheil. Ueberhaupt scheint vieles, so wie bei dem Galvanismus, hier noch sehr dunkel; doch sind wohl stets die Nerven die Hauptorgane der animalischen Elektricität. Auch mag eine besondere Anstrengung oder ein besonderer Affekt bei mehreren Thierarten dieses Fluidum da in Bewe-

gung setzen, oder vielmehr sichtbar werden lassen, wo selbst man es gar nicht vermuthete. Ich erinnere mich bestimmt, gelesen zu haben, daß, als Jemand eine Hausmaus bei dem Schwanze so hielt, daß der Kopf lothrecht herabhing, und das geängstete Thierchen sich aufs äußerste anstrengte, sich in die Höhe zu werfen, derjenige, welcher sie hielt, einen wahren elektrischen Stoß in seinen Fingern und der ganzen Hand fühlte.

Außer den beiden hier erwähnten Fischen kennen wir jetzt noch drei Andere, die da gleichfalls mit dieser Kraft ausgerüstet sind. Der erste ist ein Wels (Silurus Electricus), den Forskål im Nil entdeckte. Der zweite ist ein Stachelbauch (Tetrodon Electricus), ein englischer Schiffskapitain entdeckte ihn in der Höhlung eines Felsen im Meer, unweit der Insel St. Jnan, bei der afrikanischen Küste Zanguebar: es erhielt bei dessen Fange einen beträchtlichen Schlag. Der dritte ist ein Riemfisch (Trichiurus Electricus) aus Ostindien. Nieuhof hat zuerst diese Eigenschaft in seinen Reisen durch Ostindien angemerkt, und den Fisch gut gezeichnet. Wie viele mit ähnlicher Kraft begabte Thierarten mag der Ozean nicht noch enthalten!

Es ist aber höchst merkwürdig, daß gerade Thiere in einem Elemente, welches als ein vorzüglicher Leiter dem Zusammenhalten der künstlichen Elektricität so sehr ungünstig ist, diese Eigenschaft äußern. Auch darf man es mit Recht bewundern, wie die Natur die der

muntlen Fische durch diese Kraft ausserordentl hat, nicht nur um sich zu vertheidigen, sondern auch dadurch ihre Beute zur Nahrung zu erlangen.

Nach der Auseinandersetzung dieses Naturphänomens, kehren wir nun zu den Maynas und den noch übrigen Völkern zurück.

Sie sind nicht ohne Fähigkeit zur Nachahmung. Sie erlernen leicht fremde Sprachen und Handwerke; zeigen auch vorzügliche Geschicklichkeit in Handarbeiten verschiedener Art. Dies bewiesen unter andern die trefflichen Körbe, welche sie aus den Bejucos (Lianen) so genau zu flechten verstehen, daß, da sie völlig wasserdicht sind, die Spanier sie selbst zu Reisekoffern gebrauchen. Sie verfertigen Hamaks, Hängebetten, von eben so großer Leichtigkeit als Dauer, die in jenen heißen Ländern, besonders auf Reisen, von ganz vorzüglichem Nutzen sind. Sie weben aus mehreren Baumrinden Umhänge, die nicht nur die Muskiten, sondern selbst die dort so gefährlichen blutsaugenden Fledermäuse, die Vampyren (Vespertilio Vampyrus L.) zu Nachts abhalten.

Ebenfalls ist ihre Art, das Wild durch Blasröhre zu erlegen, künstlich und äußerst zweckmäßig. Die Blasröhre selbst werden nur mit vieler Mühe und Kunst aus einer sehr harten Holzart, Chonta (Tschonta) einer Palmart, ausgehöhlt. Das Gift, wodurch die abgeschossenen, damit getunkten Pfeile, tödtlich wer-

den, erfordert aber eine wahre pharmaceutische Kunstbearbeitung. Keine Nation ist darin geschickter, als die weiter nach Osten wohnenden Peruas und die Ticunnas. Ihr Recept zu diesem Gifte besteht fast wie unser Theriak aus 30 verschiedenen Kräutern und Säften; und sie sind hierin so gewissenhaft, daß sie auch nie ein einziges Ingredienz auslassen, welches ihnen das Recept ihrer Ahnherren vorgeschrieben hatte.

Dieses Gift ist aber nicht nur sofort tödtlich, seine Kraft dauert mehrere Jahre hindurch. Condamine tödtete mit dem 14 Monate zuvor von den Ticunnas erhaltenen Gifte in Leyden, in Gegenwart dreier berühmter Physiker und Aerzte, Muschenbroek, Allamus und Van Swieten, eine Henne. Er ritzte sie mit einem solchen Pfeil nur unter den Flügeln, und sie starb nach 6 Minuten, ungeachtet man dem Thiere Zucker eingab, welches doch in Amerika selbst für ein Gegengift gehalten wird. Frisch aufgestrichen, tödtet das Gift in einer Minute.

Weiß behauptet indeß, aus eigner Erfahrung zu wissen, daß die Ausdünstung von Crocodillen und besonders von Schildkröten dem Gifte seine tödtende Kraft benehme. Auch hüten die Indianer sich sehr, daß sich dem Gefäße, worin sie das Gift aufbewahrt halten, keine Schildkröte nähere. Uebrigens ist das mit diesem Gifte getödtete Wild auf keine Weise weiter schädlich; selbst wenn der Pfeil noch in dem Thiere steckt, wird

Das Fleisch ohne alle üblen Folgen genossen. Das Gift wirkt, wie mehrere Gifte, nur allein dann, wenn es sich mit dem Blute vermischt.

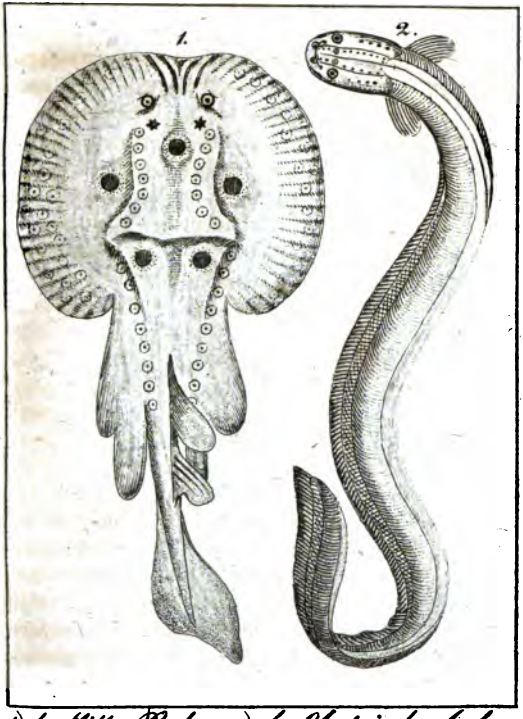
Die Indianer ziehen aber diese Jagdmethode unserm Schießgewehr weit vor. „Euer Geschütz, sagten „die Pinches dem Pater Zephiris, verursacht zwar ei„nen großen Knall, aber mit geringem Nutzen. Ein „Jäger kann nur ein einziges Stück Wild aus einem „ganzen Rudel schießen, denn der erste Schuß jagt alle „übrigen Thiere aus einander; dabei geht keine unbedeu„tende Zeit zur neuen Ladung verlohren. Mit dem „Blasrohre tödten wir so viele Stücke, wie wir wollen, „dies macht kein Geräusch; und die übrigen Thiere ent„fliehen nicht bei dem Tode des angeschossenen Thieres."

In ihren übrigen Eigenschaften kommen die Mayas freilich mit den andern Völkerschaften ziemlich überein. Sie sind sorglos, tückige und oft grausam. Ehe die Missionare bei ihnen Eingang erhielten, pflegten einige ihrer Stämme ihre eigenen Todten zu braten und zu verzehren. Bei andern beschränkte sich dies nur auf ihre Feinde; sie verbrannten nur die Leichen der Ihrigen, und machten aus den Hirnschädeln Trinksgeschirre. Anjetzt begraben sie ihre Todten; beklagen sie aber lange mit Weinen und Heulen, ja die Wittwen schneiden wohl gar ihr schwarzes langes Hinterhaar, worauf sie so stolz sind, als Zeichen der innigsten Trauer, ab.

Es herrschen bei ihnen einige besondere Krankheiten. Hiezu gehört vorzüglich eine Art sehr böser großer Beulen, Cuchippe genannt, die oft selbst bei den besten Mitteln, welche man dagegen anwendet, fünf, ja sieben Jahre dauern. Ferner ist der Witscho eine äußerst gefährliche Seuche. Nach großen Beängstigungen, heftigen Kopfschmerzen und schmerzhaftesten Krämpfen in der Gegend des Nabels und des Magens, erfolgt ein starkes Erbrechen mit Durchlauf von einer grünlichen Materie. Ohne schnelle Hülfe rafft diese, wahrscheinlich gallige Krankheit, den stärksten Mann in drei bis vier Tagen hinweg.

Unsere Kinderblattern haben dann gleichfalls unter den Maynas große Verwüstungen angerichtet; nur erst durch die von den Missionaren seit 1762 dort eingeführte Inokulation ist dieser Verlust beträchtlich gemindert.

Ueberhaupt haben die Missionare, besonders die Jesuiten, um diese wilden, elenden Völkerschaften große Verdienste. Denn selbst, wollte man die ihnen zugeführten Ceremonieen der römischen Kirche nicht so hoch anrechnen, als sie es doch bei solchen, nur durch das Sinnliche zu gewinnenden Menschen, würklich verdienen, so darf man ihnen doch den Werth nicht absprechen, die Indianer mehr civilisirt, sie von manchen ihrer grausamen Gebräuche entwöhnt zu haben. Sie führten ihnen unsere Handwerks- und besonders einen



1) der Zitter Roche. 2.) der Electrische Aal.

regelmäßigen Ackerbau zu; sie verwandelten ihr wildes, herumherstreifendes, die Nation selbst aufreibendes, Jäger-Leben in ein ruhigeres, an einzelne fruchtbare Landstriche fixirtes Leben, wodurch die Menschen sicherer, besser und länger ihr Daseyn genießen. Sie nehmen sie sowohl gegen die Krankheiten in Schutz, als auch selbst oftmals gegen den Druck ihrer Oberherren.

Diese Völker werden nämlich unter der allgemeinen Oberherrschaft des spanischen Vicekönigs von Peru regiert durch einen Governador, ferner durch Alcaden und Dorfrichter oder Schulzen. Beide letztere sind gewöhnlich mit einander von ihrer eigenen Nation. Die Missionare stehen oder standen wenigstens sonst diesen zur Seite, und hatten auf Befehl des spanischen Gouvernements eine Art Oberaufsicht auf jene.

Nichts ist mehr zu wünschen, als daß diese guten Väter bei den Indianern auch allmählig die übrigen Schauder erregenden Gewohnheiten gänzlich unterdrücken mögen, die sogar die Nachkommenschaft verkrüppeln. Hieher gehört z. B. der Wahnsinn der Yamays, bei ihren Kindern den Nasenknorpel gänzlich herauszubohren, so daß nur die Haut in der Mitte übrig bleibt. Daneben durchbohren sie die Ohrlappen, stecken Hölzer, Keile hinein, die sie nach und nach so sehr vergrößern, daß endlich die Ohrlappen bis auf die Schultern herabhängen werden.

So gräßlich nun auch diese Verunstaltungen des menschlichen Körpers für die Fremden sind, so betreffen sie indeß nur minder edle Theile. Wer sollte es aber vermuthen, daß man es wagen dürfte, selbst das Gehirn, den Sitz aller Verstandesorgane, beträchtlich zu verunstalten!

Dies ist vorzüglich der Fall bei den Omaguas, d. h. auf Peruanisch, die Großköpfe, bei den Portugiesen aus gleichem Grunde im Brasilianischen Cambeva genannt; Condamine übersetzt das letztere Wort durch Plattköpfe, und dies scheint der Sache selbst angemessen zu seyn. Diese Völkerschaft, welche vormals südlicher wohnte, nimmt jetzo hauptsächlich den Landstrich längs den nördlichen Küsten des Maranon ein, die zwischen den Flüssen Tigre und Napo liegen; hier gränzen sie an die Naponer.

Jene Verunstaltung des Kopfs wird aber bei den Omaguas auf folgende Art bewirkt. Sie wickeln den Vorderkopf, die Stirn des neugebornen Kindes, in Baumwolle, und legen hierauf ein kleines viereckiges Brett. Ein ähnliches Brett legen sie an den Hinterkopf (occiput), ziehen sodann beide Bretter vermittelst eigener Stricke nach und nach so sehr zusammen, daß der Theil des Gesichts, so wie das Hinterhaupt, flach, mithin breiter wird, da dann der ganze Kopf durch das Heraustreiben dieser Theile eine zugespitzte Form annimmt. Sie halten sich durch diese scheußliche

Verunstaltung schön, dann sagen sie: wir gleichen dem Vollmond.

Wenn man bedenkt, wie allgemein die Theile des Gehirns hiedurch verschoben, theils an einander gepreßt, theils aus einander gesetzt werden, so bewundert man mit Recht die Dauerhaftigkeit der menschlichen Natur; ja man könnte hieraus einen Beweis mehr ziehen, daß fast unmöglich alles auf das Materielle, auf das Organ und auf dessen Bildung ankomme. Denn die Omaguas sind nicht dummer als andere Indianer, wenn gleich ihr Kopf zugespitzter und ihr Hinterkopf breit gedrückt ist, der doch, wie man glaubt, die wesentlichsten Werkzeuge aller Sinne, den Zusammenfluß der Nerven, und nach Einigen den Sitz der Denkkraft selbst enthält. Vielmehr sprechen die so-eben angeführten Geschicklichkeiten für die Fähigkeit dieses Volks.

Dies zeiget auch der Bau ihrer Fahrzeuge der Canoes, besonders der Bau der größeren. Sie bilden sie vorzüglich aus den trefflichen Cedern, die am Ufer wachsen. Diese werden ihnen häufig gleichsam von der Thüre geschwemmt, wenn die gewaltigen Fluthen bei Ueberschwemmungen große, mit Cedern bewachsene Erdstriche mit sich fortreißen. Die Omaguas wählen darunter so ansehnliche Bäume, um aus einem einzigen Stamme Canoes von 17 Ellen zimmern zu können. Diese großen Fahrzeuge tragen 13 Menschen, und

haben eigene, von Blättern geflochtene Schutzdächer. Nur von der Mechanik, die die Natur lehrt, geleitet, haben und rollen sie diese erstaunlichen Holzmassen vermittelst starker Hebel und Stricke von Lianen, nach jeder Richtung hin; und es ist dann kein unbedeutendes Schauspiel, Männer, Weiber und selbst Kinder hiebei ihre Kräfte so gescheut anwenden und vertheilen zu sehen, daß diese Last nach ihrer Willkühr durch dicht bewachsene Wälder zu dem Ort ihrer Bestimmung geführt wird. Ein großer Theil des Weges, der oft eine halbe Meile beträgt, wird zuweilen mit Walzen belegt, die wiederum an den schwierigsten Plätzen mit glatten Baumrinden bedeckt werden. (Weigl.)

Ebenfalls sind es diese Plattköpfe, die Omaguas, denen wir besonders die Belehrung über den Nutzen des elastischen Harzes (Caoutchou) *) verdanken. Sie haben hiebei noch die sonderbare Gewohnheit, bei ihren Gastmählern zu Ausgange des Schmauses jeden Gast vermittelst der aus diesem Harze verfertigten Sprützen anzufeuchten; es ist dies gleichsam ihr Abschieds-Compliment.

Noch eine andere sonderbare Gewohnheit findet bei ihnen Statt. Sie bedienen sich als Schnupftaback des trockenen, zerriebenen Blätter eines Baumes, Guruya

*) Man sehe den vorhergeh. Jahrgang S. 204.

gemacht, sowohl um zu niesen, als auch, wie sie behaupten, um ihren Geist aufzuheitern. Diesen Taback ziehen sie in beide Nasenlöcher zu gleicher Zeit, vermittelst einer Röhre von Cautchou, die wie ein Ypsilon (Y) gestaltet ist. Die beiden in eins zusammenlaufenden Röhren werden jede in ein Nasenloch gesteckt, und der untere Stamm, den sie mit Taback füllen, treibt zusammengedrückt, vermöge seiner Elasticität, den Taback in die Höhe.

Auf die Omaguas folgen dann die zu beiden Seiten des Napo wohnenden Nationen. Sie machen die letzten Indianer gegen Osten unter spanischer Herrschaft. Auch diese theilen sich in viele Stämme; sechse derselben, die Abichiras, Angiteres, Cunchies, Yéahuetes und Papaguas, begreifen die Spanier mit einander unter dem Namen der Encallada-Nation. Daß auch sie sich mit Halsschmuck von Thierzähnen, so wie durch einen gelblichen widrigen Anstrich zieren, ist ihnen mit vielen andern Indiern gemein; aber sie zeichnen sich noch hiebei dadurch aus, daß einige dieser Stämme auf diesen frischen Anstrich lockere Baumwolle wie Pflaumfedern aufkleben. Auch verstehen sie die Rinde des Baumes Jantschama durch Klopfen so trefflich zu bereiten, daß sie dem schönsten gegerbten Leder gleich kommt. Sie wird durch Waschen schneeweiß; läßt sich, so lange sie noch feucht, nach Belieben ausdehnen, und gleicht dem schönsten feinsten Se-

weben. Hieraus werden sehr schätzbare Kleidungsstücke und Decken verfertigt.

In diesen Gegenden herrscht auch die Gewohnheit, sich des trefflichen Harzes, des Copals (den Baum, woraus es herstammt, nennt Linne Rhus Copalinum) zum Brennen, zur Erleuchtung zu bedienen. Bei den Frauen dieser Völker, welche übrigens bis auf eine Binde um die Hüften mit schwarzen Coralien oder kleinen Kugeln besetzt, nackt gehen, und sich die Lefzen schwarz mahlen, findet man Spiegel aus einem schwarzen Harze. Sie sind also hierin einer der vorhergehenden indianischen Nationen ziemlich ähnlich, die da Spiegel aus einem dunkeln sehr festen Holze zu verfertigen versteht.

Die letzten dieser spanischen Indianer, d. h. die am weitesten gegen Osten gelegenen, sind die Pevas, von denen, wie wir von ihren Nachbaren bereits anführten, die besondere Geschicklichkeit in Verfertigung des Gifts aus den Kräutern besitzen.

Uebrigens haben mehrere dieser Völker keine nähere Kenntnis von Medicin und Heilarten. Sie bedienen sich ihrer besonders bei äußern Schäden, wissen auch eigene Arznei, als aphrodisiaca, für beide Geschlechter unter dem Nahmen piripiri zu bereiten, von welchen sie behaupten, daß sie selbst die fehlerhafte Bildung

gewissen Theile des menschlichen Körpers verbessern sollen. Bei ihren innern Krankheiten nehmen sie indeß häufig ihre Zuflucht zu ihren Zauberern, Mohanes oder auch Agoyoyos genannt. So wie bey andern Wilden setzen sich diese Beschwörer in Extase, oder, wie sie sagen, in nähere Verbindung mit ihren Göttern, vermittelst der betäubenden Kraft einer Pflanze, hier des Floripondio (Datura arborea L.). Sie legen sich neben den Kranken in eine eigene Stellung, verfallen in Zuckungen, und beschwören mit den gräßlichsten Geberden die Krankheit; reichen aber daneben dem Kranken oftmals wirkliche Arzneien. Stirbt er ungeachtet aller angewandten Mittel, denn löschen sie alle Lichter aus, damit die Seele wegen des Rauchs keine Oeffnung in dem Dache zum Entschlüpfen entdecken möge.

Dies mag hinreichen, im Allgemeinen einen Begriff von diesen kaum aufzuzählenden Nationen zu geben.

Frägt man nach ihrer wirklichen Volksmenge, so würde diese, da die kleinen Nationen von Nordamerika, schon sehr gedrängt seyn, ja mir scheint es kaum möglich, aus vielleicht 100 verschiedenen Stämmen mehr als ein Paar Hundert einzelne Individuen herausgezählt zu bringen. Jetzt zu einer andern Art Bewohner dieses schönen Landes, zu den wenigen Europäern und denen durch sie bewirkten vermischten Menschen.

b) Der Fremde, der in Peru Angesiedelte.

Traurig war anfänglich das Loos der durch einige bewaffnete spanische Abenteurer eroberten neuen Welt. Hart verschuldete sich allerdings Spanien an der Menschheit dadurch, daß es jedem zu Grunde gerichteten tollkühnen Europäer zu diesen Eroberungen die Sanktion ertheilte. Jede Grausamkeit scheint aus sich selbst das Korn zu einer, wenn gleich noch sehr entfernten reichen Erndte zu enthalten; in jede große Revolution legte die Vorsicht schon den Urstoff eines nachmaligen Ersatzes, in jede Ungerechtigkeit aber auch wohl den Keim ihrer künftigen Strafe.

Die größte Raubrepublik, Rom, schwand von der Erde; einzelne talentvolle Despoten machten ihr durch Ueberspannung, durch übertriebene Vergrößerung, durch Ehrsucht, die an Wahnsinn grenzte, ein Ende. Diese Despoten selbst aber fanden alle ein frühzeitiges, trauriges Ende. Und sonach ist Babels Thurm wohl nur das Bild jener von der Nemesis ausgeglichenen menschlichen Uebertreibung.

Eben die unmäßige Vergrößerung Carls V. und seines kleineren Sohns, Philipp des 2ten, durch die neue Welt, eben diese unermeßlichen Schätze, welche so plötzlich aus Amerika in Spaniens Hafenstädten einströmten, ließen diesen herrlichsten Theil Europens verarmen,

Seine Einwohner tauschten ihren eigenen fruchtbaren Boden gegen die wilden Schneegebirge von Peru um; das Gold der letztern, so viele Tausende Amerikaner seine Hervorarbeiten auch anfänglich unglücklich machte, so unsicher seine Gewinnung auch mit der Zeit werden mußte, lag anfänglich gleichsam zu Tage; es blendete den Kurzsichtigen, und er gab die reichen Felder, die köstlichen Heerden, die herrlichsten Früchte, diese so sichern Schätze seiner Heimath auf, ja er verließ selbst die seit dem grauen Alterthume berühmten Metallminen Spaniens, um nur schneller und unsicherer zu gewinnen.

Da minderte sich denn die Volkszahl; da lähmte sich die Thätigkeit; da sank der Ackerbau und die Viehzucht. Spaniens Kriegsmacht, sonst der Schrecken von Europa, spielt jetzt eine sehr untergeordnete Rolle. Der kühne, tapfere Castillianer, der thätige Biskayer, fröhnen jetzt dem übermüthigsten Nachbar. Spaniens Handel, obwohl er beide Welten umfaßt, ist gleichsam nur Commissions-Handel fremder Staaten; seine Heerden tragen nur Wolle für die Fabriken von Manchester, und seine unermeßlichen Schätze reichen jetzt kaum hin, dem Mangel der Unterthanen abzuhelfen; traurige Folge des vernachläßigten Vaterlandes! Wie übrigt, wie klein erscheint uns jetzt Philipp durch die Vergeudung von mehr als 4000 Millionen, fast ganz- lich von den unglücklichen Indiern aus den Minen der

mann Welt herausgearbeitet, und durch Vervielfältigung seines größten Originals, endlich eine Universal-Monarchie zu stiften: durch vieljähriger Fehde und unter Strömen von Blut stürzte der elende Menschen-Mißgunst und Geiz oder ins Unglück, und ihre Nachkommenschaft verwünscht ihn.

Die rühmte, unbesungene, nichtsfürchtende Geschichte brandmarkt vereinst solche ungeheure Groberer als Verbrecher an der Menschheit, als Mörder alles Wohlgelittes, als eitele Menschen, welche ihrem niedern Egoismus die Sicherheit der gesammten Societät aufopfern, sie, die es in Händen hatten, vereinst als wohlthätige Gottheiten von der Zukunft verehrt zu werden.

Die beiden Monarchen Spaniens, die Hauptstifter der Unterdrückung der schuldlosen Amerikaner, büßten selbst noch bei ihrem Leben für ihre Verbrechen.

Der sonst unerschütterliche Carl fühlte gegen das Ende seiner thatigen Laufbahn das ganze Gewicht seiner Unthaten. Er verfiel in religiösen Wahnsinn; geißelte sich aus Reue bis aufs Blut, ließ sich bei seinem Leben in einen Sarg legen; ordnete die feierlichste Trauerfarce seiner eigenen Beerdigung an, betete sich dabei in Psalmen der Reue, ward aber selbst bei dieser frommen Mummerei von einem heftigen Fieber ergriffen. Hievon starb er kurze Zeit darauf, und hinterließ, trotz großen Schätze Mexikanens ungeachtet,

pyramidalische Schuldenlast, viele Empörungen waren veranlaßt, auch viele Kreuzfahrtnehmen verpfändet.

Dem weit mächtigern talentvollern, aber viel hochfahrenden Sohne war aber auch ein weit schwierigeres Schicksal aufbehalten. Er schürte seine ehemaligen Verheerungen und Kriege durch die schrecklichsten Krankheiten. Den Herzen zweier Welten konnten seine menschlichen Mittel gebieten, daß er nicht, lebendig vom Ungeziefer gefressen, erliegen mußte. Geistliche mußten für den Besitz seiner Schätze von Mexico und Peru in seinen letzten Regierungsjahren von Haus zu Haus bei seinen vernachlässigten Unterthanen um Brosamen betteln; er starb unter den gräßlichen körperlichen Qualen, dabei excellirte, sowohl in seiner weiten Monarchie selbst, als im Auslande.

Schon vormals ist es angezeigt *), daß auch die einzelnen Eroberer der neuen Welt, die Heerführer der vorigen spanischen Truppen, nur durch ein trauriges Ende die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, welche sie über die harmlosen Amerikaner verübt hatten.

So groß indeß diese Unglücksfälle nun auch waren, so schwer die Last der Unterjochung auf jene arme Indier drückte, so zeigte sich doch selbst in der Methode der Spanier, die neuerobertan Provinzen zu behandeln

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

Freilich ist die Mannigfaltigkeit des Klimas und des Bodens, so wie bei dem Mutterlande, meist eine Lokalursache, weshalb Fruchtbarkeit und Mißwachs dem hohen Aufblühen der Menschheit und der daraus entspringenden reichen Population so sehr entgegen arbeiten.

Jene sieben Intendantschaften, woraus Peru besteht *), die von Lambez (4½ Gr. s. B.) bis in Chili, nach Vilcanota in der Provinz Tinta (oder Cauches), und von dort längs der Küste an die Grenzen der Wüste Atacama laufen, die sich mithin durch mehr als 20 Grade der geogr. Breite erstrecken, und bei sehr abwechselnder Breite oder Ausdehnung von Westen nach Osten, nehmen dennoch 44,650 □ Meilen **) ein, und enthalten 1360 Städte oder bedeutende Ortschaften, hierneben begreiflich eine viel größere Anzahl von Dörfern.

Wie unbedeutend ist aber auf einer solchen Fläche eine einzige Million Einwohner! Denn wenn auch gleich hiebei Wüsteneien von 20 bis 30 Meilen vorkommen, wenn gleich das hohe Gebirge einen beträchtlichen Theil des Landes unbewohnbar macht, so be-

*) Lima, Truxillo, Arequipa, Tarma, Huancavelica, Guamanga, Cuzco.

**) Seemeilen gerechnet.

Vollkommen auch dagegen die köstlichen und fruchtbaren Gefilde der Sierras, den Valles und Quebradas; der erhabenen Gegend, der Thäler und mächtigen Schluchten, wie alles, was die Natur nur reiches und trefflichen von nährenden, schmackhaften und heilsamen Pflanzen aufzuweisen hat, auf das üppigste gedeihet.

Von jener Million Peruaner finden sich in unsern neuesten Zeiten 400000 Ureinwohner, Indianer; das übrige Heer besteht aus Weißen und Mestizen von allen Nüancen.

Mag es seyn, daß die Stämme der Wilden vormals zahlreicher waren, daß unsere Kinderblattern sie ansehnlich vermindert haben; mag das harte Joch, den Dienste in den Minen mehrere Tausende aufreiben; mag endlich das berühmte Reich der Incas besser bevölkert gewesen seyn, als die Thäle von Peru, welche jenseits den Gebirge liegen; sehr groß kann dennoch niemals die Volksmenge eines Landes gewesen seyn, wo der Boden nur Theilweis den Ackerbau zuläßt, wo viele Flüsse gleichsam fließende Meere von süßem Wasser bilden, wo undurchdringliche Waldungen dem Erdboden den zum Anbau nothwendigen Sonnenstrahl entziehen, und wo die Atmosphäre oft Monate hindurch im Wasser schwimmt.

Wenn uns aber der Spanier Corveal in dem Jahre 1666 seine eigene Landsleute in Peru, nämlich die daselbst von Spaniern Abstammenden, die Cyolos,

als äußerst roh und ungebildet schildert, wenn er ihre damalige Geistlichkeit höchst unwissend und so geizig angiebt, daß sie denjenigen, die die Taufe nicht zu bezahlen vermögend waren, selbst den Eintritt in das Christenthum versagten, wie viel hat denn nicht in dieser Rücksicht Peru in unsern Zeiten gewonnen.

Ulloa bezeugte schon die Wirkung der Schulen und besonders der Universitäten in den großen Städten Quito und Lima, zur Stiftung der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse. Noch unverdächtiger ist aber Condaminens Zeugniß. Selbst Klostergeistliche wurden eifrige Verehrer der Astronomie; und Don Maldonado, ein Creole, also im Lande selbst geboren, gab den gültigsten Beweis für die Talente der dortigen Spanier. Er hatte großen Antheil an der schönen Karte von der Provinz Quito; er hatte, nach Ueberwältigung erstaunlicher Schwierigkeiten zur Handelsverbindung zwischen Panama und Quito, am Rio Esmeraldo einen neuen Hafen errichtet. Hierauf ging er nach Europa, wohnte, um sich in der Kriegskunst zu üben, den wichtigen Feldzügen in Flandern (1747), unter dem großen Marschall von Sachsen, bei; durchreisete scientifisch die Niederlande, und besuchte nach dem Frieden England. Er war bereits, wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, in die Pariser Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und eine gleiche Ehre erhielt er in London. Auf diesen Reisen richtete er stets sein Augen-

merk auf alles, was in Rücksicht der Fabriken, Manufakturen und anderer nützlichen Anstalten dereinst seinem Vaterlande, Peru, hätte wichtig werden können. Um glücklich war es daher für Amerika, daß ein so talentvoller, thätiger, uneigennütziger und unbefangener Mann sein Vaterland nicht wieder sehen sollte. Ein hitziges Brustfieber riß ihn im 40sten Jahre in London dahin, obgleich Englands Aesculap, der Leibarzt Mead, seine ganze Kunst dagegen aufbot.

Diese Vorliebe für die Wissenschaften hat aber seitdem in den Hauptstädten von Peru stets festern Grund gefaßt. Was für Condamine Maldonado war, das ward für unsern Humbold der Sohn des Marquis Selvalegre, Carl Montufar. Er begleitete den berühmten Deutschen auf seiner Expedition von Peru nach Mexiko, selbst bei den mühsamsten Unternehmungen. Leidenschaftlich für die Wissenschaften eingenommen, läßt er auf seine Kosten jene berühmten Pyramiden, die Termen der Messung der Erde, in den Ebene von Yaraqui (1° 45' s. B.) wieder errichten.

Um dies hinreichend zu verstehen, scheint es wohl nicht durchaus überflüssig, hier im Vorbeigehen anzuführen, daß Condamine diesen Monument des großen Unternehmung angab, und auch, wiewohl nach vielfach überwältigten Schwierigkeiten errichtete. Diese Pyramiden, an den beiden Endpunkten der gemessenen Basis, sollten durch eingehauene Inschriften

Reisenachrichten von dieser merkwürdigen, aber bis jetzt nur dem Namen nach bekannten, Reise um die Erde.

Auch die nützlichen und heilsamen öffentlichen Anstalten zur Erhaltung des Volks und zur Verbesserung seines Zustandes sind, so wie die öffentlichen Bauten, beträchtlich vermehrt und verbessert.

Das Collegium von St. Cruze, ein Institut für Findlinge weiblichen Geschlechts, das bereits seit 1654 von einem vermögenden Apotheker de Velasko gestiftet ward, ist seit 1756 sehr verbessert. Eben dies ist der Fall mit der alten Stiftung für männliche Findlinge; und es macht den Einwohnern von Lima in doppelter Rücksicht Ehre, daß dieses Findlingshaus besonders durch seine Buchdruckerei so sehr in Aufnahme gekommen ist. Hiezu hat auch die häufige Lesung des Mercurio Peruviano, einem derjenigen Journale, welches dort die meiste Aufklärung verbreitet, und dem wir diese und mehrere Nachrichten zu verdanken haben, sehr viel beigetragen. Dies Hospital hält allein stets auf 85 Säugammen. Das große alte Hospital (von 1552) zeichnet sich ansetzt durch Reinlichkeit und gute Wartung der Kranken besonders aus. In dem 1784ten artigen Jahre 1786 wurden über 1500 Kranke aufgenommen; die Kosten stiegen denn über 84000 Piaster; dann rechnet im Durchschnitt jährlich auf 1090 darin Genesene.

Seit 1770 hat ein reicher Kaufmann, Gnecara, ein neues Hospital für die Armen gestiftet.

Endlich ist das Asylum für wenige Stunden unsinnige, welches bereits 1699 gestiftet ward, jetzt so weit vermehrt und verbessert, daß im Jahre 1791 die gesammte dort erhaltene Anzahl der Individuen, so doch mit Inbegriff der nothwendigen Dienerschaft, sich über 160 beläuft. Uebrigens rechnet man überhaupt 15 Hospitäler.

Auch an der Zahl zu großen Zahl der Mönche und Nonnenklöster (der ersteren sind über 24, der letztern, worunter eins den Indianerinnen von gutem Herkommen gewidmet ist) dienen mehrere als Erholungs-Häuser für Kranke und Abgelebte beiderlei Geschlechts.

Wirdemnach folgen die öffentlichen Bauten, die Vergnügungen und Zeitvertreibe der Hauptstadt, die Fortschritte der Civilisation und der Verfeinerung. Lima wird durch vorzügliche Wasserleitungen, die der Reinlichkeit wegen völlig bedeckt sind, getränkt; es hat auch eine schön verzierte Fontaine auf dem großen viereckigten Markt, wohin sich die feierlichsten Prozessionen ihren Umgang haben.

Die Promenade, die der Adel häufig besucht, ist an dem Flusse Lima (eigentlich Rimac, so wie vormals die Stadt selbst) gelegen, und besteht aus fünf großen Alleen von Orangenbäumen.

Die Stadt selbst, von sehr beträchtlicher Figur, hat gerade, weite Gassen; und obwohl selbst die Häuser wegen der häufigen Erdbeben nur aus einem Stockwerk bestehen und von Holz gezimmert sind, so haben sie doch auch ein stattliches Aeußere, dem das Innere völlig entspricht.

Prächtig sind dagegen die Kirchen, sowohl von Außen als von Innen. Außer den allen reich vergierten Oratorien, Eremitagen, Capellen und sonstigen Bethäusern prangt Lima mit 65 großen schönen Kirchen. Diese, deren Inneres von Gilder, Gold und Edelgesteinen strotzt. — Merkwürdig eine weit übertriebene Zahl für eine Stadt, die im Jahre 1790 3999 Häuser und 52627 Einwohner enthielt. Freilich hatte sie durch die Erdbeben seit 1746 sich um 8000 Menschen vermindert; sie kann wiederum auch bei daherrender Ruhe wieder beträchtlich zunehmen. Dennoch ist jene Zahl der Kirchen stets viel zu übermäßig. Sie giebt nur Anlaß zum Müßiggang, und zu mancher Intrigue, wovon selbst die Geistlichkeit gar nicht ausgenommen ist; Frezier, Corneal und Marsinais le Gentil bringen hievon sehr unerbauliche Beispiele bei. Ueberhaupt giebt hier, so wie in Quito, die Religion zu mehreren Volksergötzlichkeiten Anlaß. Die zu Ehren einiger Heiligen oder an wichtigen Feiertagen gehaltenen Processionen sind ein Gemisch von Pomp und sinnlosen, oft unanständigen, Farcen. Hierunter zeichnet sich das Fest des hei-

Myen Franciscus besinden wird. Der heilige Dominicus, sein Bild von Gold und Silberstoff starrend, wurde hierauf von 10 Leuten getragen; es sollte dem heiligen Franciscus einen Besuch abstatten. Der letztere kam ohne zweifel in einer bescheidenen Mönchskleidung auf dem großen Markt entgegen, allein bei dieser anscheinenden Armuth hatte er, außer einem heiligen Schein von Sonnenstrahlen, eine so große Menge goldener und silberner Gefäße zu seinen Füßen liegen, daß es selbst Menschen gelang an dem Ganzen zu tragen hatten. Vier Mauren, aus Molden gebürtigen, ein Weißer, ein Neger, ein Mulatte und ein Indier empfingen die Reliquien des Heiligen beim Eingange der Kirche des heiligen Franciscus. In ihrer Mitte sahe man ein theatralisches Ungeheuer, Leviathan genannt, das lebende Feuer trug, voraus ein Pygmäe hervorsprang und das Volk mit Sprüngen und Tänzen ergötzte. Hierauf folgten Feuerwerke, Abdingen, Tänze, Seiltänzungen, geistliche Lieder bis die ganze Feyerlichkeit, welche bis in den folgenden Tag dauerte, endigte sich mit einem Feuerwerk, obgleich es heller Tag war.

Mit einer andern Art sind die Prodessionen oder öffentlichen Feyerlichkeiten bei der Ankunft eines neuen Vicekönigs, oder auch bei den Thronbesteigungen der neuen Könige von Spanien, bei deren Geburtstagsfeier u. dgl.

Die Uebergabe der Regierung an den neuen Vicekönig wird äußerlich dadurch, daß der abgehende dem ankommenden Vicekönig feierlich

seiner, und Zusammenkunft eines Land-Obergerichts, und hiemit die Regierung an ihn abtritt. Nach einer ganzen Procession aller hohen Regierungsbeamten und Officirre zur Hauptkirche, und Absingung des Ambrosianischen Lobgesanges, wird ein feierliches Hochamt gehalten. Hierauf folgt ein Gastmal für den ganzen Adel beyderley Geschlechts, und sodann werden Schauspiele und andere Lustarbeiten für das Volk gegeben. Auch die Universität läßt alsdann nicht an öffentlichen Freudenbezeugungen mangeln. Ein besonderes in Abbildung der Straße, welche auf die hohen Gebirge zu führet, bis Bernardi-Mercanten gehet, findet man Meldung dieser Gebäude macht ihm die Universität noch ein Geschenk von 1000 Piastern.

Bey solchen Gelegenheiten zeigen sich gleichfalls Aufzüge von mehreren indischen Nationen, je nach ihren verschiedenen Nationentrachten, öffentlich fortlich, auf, als Mauren und Neger, die dazu gedungen sind, um den Beste mehrere Abwechslung und ein größeres Ansehen zu geben.

Die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten und Unterhaltungen in Lima bestehen außer den Stierfechten auch in Schaumünzkämpfen, hierauf folgenden Einweihungen der Hauptstadt einen so außerordentlichen Werth, daß man um die dadurch in vielen eingefallenen Häusern entstandenen Beschädigungen und Verunstaltungen zu vermindern, im Jahre 1762 ein öffentliches Gebäude

in erträglich für nöthig fand. Es ist ein hübsches Amphitheater, in welchem man die besten Kämpfer durch zwei einander entgegengesetzte Eingänge eintreten läßt. Zweimal die Woche wird, außer den Sonn- und Festtagen, diese Ergötzlichkeit erlaubt. Die Preise der einzelnen Sitze sind zwei Realen, die der Gallerie vier; und der Zulauf ist so bedeutend, daß die Richter über die Werber, nur durch Hülfe des Militärs ihr Ansehen zu erhalten im Stande sind.

Eine Hauptunterhaltung gewähren den Einwohnern ein schönes Theater, und Madrid ist mit zwei Bouquin eingerichtet, die Dekorationen sind gut, und mehrere Acteurs würden selbst in Madrid auf Beifall Anspruch machen.

Hier erst nach dem Jahre 1791 sind zwei Kaffeehäuser eröffnet, denen zehn Jahre darauf zwei neue nach Mailändischer Art folgten. Ebenfalls findet man jetzt auch ein Ballhaus, ähnlich, wie in den sogenannten Tennis courts von England, bedeutende Wetten gehalten werden.

Die schönste öffentliche Promenade von Alcantara längs dem Flusse Rinac hin. In fünf großen Orangenalleen zeigt sich die Pracht der Adels und seiner Equipagen. Man rechnet über 6000 adelige Equipagen, viele sehr reich vergoldet; jeder Bürger, der es nur vermag, hat gleichfalls eine Kalesche oder Chaise.

Ein einsamer Spaziergang, La Piedra Lisa, ist wegen der schönen Aussicht auf das herrliche Thal von Surigancho und zugleich auf den Fluß häufig von Fußgängern besucht. In dieser einsamen, reizenden Gegend war es, wo die erste Idee zu der obbedischen Gesellschaft entworfen wurde.

Um Johannis nehmen jedesmal die Assembleen längst dem kleinen Flusse, der von dem Amankaberge herabströmt, ihren Anfang. Sie dauern bis zum Anfange des dortigen Frühlings, bis zum September. Man macht hiebei schon Annehmlichkeiten, die Gebirgsgegenden des Amankaes und des St. Christoph, eines kleinen Berges, von etwa 900 Fuß Höhe.

Genießt Lima die verschiedenen Früchte der feinern Kultur, so zeigt sich gleichfalls der davon fast unzertrennliche schädliche Luxus.

Wir erwähnten bereits zuvor der prächtigen Equipagen und des verschwenderischen Aufwand, der sich besonders bei den Feierlichkeiten zeigt.

Aber auch die Kleidung, besonders die des schönen Geschlechts, ist übertrieben. Das auffallendste Stück des Anzuges des vornehmen Frauenzimmers ist der Faldellin. Dies ist ein kurzes Oberkleid oder Rock, der über einen ziemlich weiten Reifrock, oder wie wir ihn in einigen Gegenden Deutschlands der Mode sehr anpassend nannten, Fischbein-Rock, nur bis etwas über die Wade herabgeht.

Ein einsamer Spaziergang, La Pieda[illegible], ist wegen der schönen Aussicht auf das herrliche Thal von Surigancho und zugleich auf den Fluß häufig von Fußgängern besucht. In dieser einsamen, reizenden Gegend war es, wo die erste Idee zu der obenerwähnten Gesellschaft entworfen wurde.

Um Johannis nehmen jedesmal die Assembleen längst dem kleinen Flusse, der von dem Amankaberge herabfließt, ihren Anfang. Sie dauern bis zum Anfange des dortigen Frühlings, bis zum September. Man macht hiebei schon Anhöhen zu Excursionen, wie die Gebirge gegenden des Amankaes und des St. Christoph, eines kleinen Berges, von etwa 900 Fuß Höhe.

Genießt Lima die verschiedenen Früchte der feinern Kultur, so zeigt sich gleichfalls der davon fast unzertrennliche schädliche Luxus.

Wir erwähnten bereits zuvor den prächtigen Equipagen und den verschwenderischen Aufwand, der sich besonders bei den Festlichkeiten zeigt.

Aber auch die Kleidung, besonders die des schönen Geschlechts, ist übertrieben. Das auffallendste Stück des Anzuges des vornehmen Frauenzimmers ist der Faldellin. Dies ist ein kurzes Oberkleid oder Rock, der über einen ziemlich weiten Reifrock, oder wie wir ihn in einigen Gegenden Deutschlands den Mutter der Nachsehe passend nannten, Fischbein-Rock, nur bis etwas über die Wade herabgeht.

UNIV.
OF
MICH.

Der Fadellin ist gewöhnlich von dem kostbarsten Zeuge; bald reich gestickt, bald von dem theuersten Sammt u. dgl. Da dies Kleid so weit ist, und so viele Falten enthält, so werden 15 und mehrere Ellen Zeug dazu erfordert; dennoch bedacht es, wegen seiner Kürze, besonders beim Besteigen einer Anhöhe oder Treppe, das Bein nicht einmal auf eine anständige Weise. Eine so große Verschwendung wird mit diesem Kleidungsstücke getrieben, und durch den Reichthum der Stickerei und der Spitzen vermehrt, daß, obgleich ein Fadellin oft fünf und mehr hundert Thaler kostet, dennoch fast bei jedem großen Feste ein neuer, oftmals unter lauten Klagen des Mannes, angeschaft werden muß. Die bei einem solchen Anzuge aufgewendeten kostbaren Spitzen, womit man sogar die unter dem Fadellin hervorhängenden Unterröcke reichlich besetzt, betragen zuweilen weit über 1000 Thaler.

Das Frauenzimmer ist schön. Bei vielen natürlichen Farbe, feurigen Augen und den reichsten schwarzen, bis zum Gürtel hinabreichenden Haaren, hat es dennoch die schädliche Gewohnheit, sich mit Rosenroth zu schminken. Es treibt dabei den Aufwand mit Furweelen und Perlen erstaunlich weit. Von letzteren sind die Damen deshalb besonders sehr große Liebhaberinnen, weil sie bei ihrem schönen Colorit und dunklen Haaren eine treffliche Wirkung hervorbringen. Daher

sieht man oftmals halbnackte hungerliche Frauen, die mit gesenktem Augen über Mode klagen müssen.

In keinem Lande halten die Damen so sehr auf schöne Arme, besonders aber auf kleine Füße. Schon von den frühesten Kindheit an gewöhnen sie fast wie die Chinesen, den Fuß in den kleinsten Schuh: die Schuhe selbst sind oft sehr theuer; durch Stickerei in Silber und Gold zeigt ein Paar mehrmals auch 20 Pistolen. Jährliche Rechnungen von ein Paar Hundert Tholer für Schuhe, sind selbst unter der Mittelklasse nicht selten. Vornehmlich diese sehr reichen Frauenzimmer erhöhen diese Kosten aber unendlich durch Einfassen aller obern Theile, oft selbst mit Brillanten besetzt.

Der Europäer gewöhnlich von weißer Seide, um desto Weiße und dauernde Eichenheit desto deutlicher zu zeigen. Denn ein Spanier in Peru übersieht eher ein anderes schönes Gesicht, als einen fehlerhaften Fuß.

Der Tanz ist auch hier, eben der vornehmsten Ergötzlichkeiten, beste und da er die schönste Gelegenheit zur nähern Bekanntschaft und zur Intrigue an die Hand giebt, so bleiben Wachtelen und Müßiggehen den hier allein noch zum sinnlichen Liebe. Der übermäßige Aufwand des Frauenzimmers erschwert aber jedem, der nicht zu den Reichen gehört, die Ehe. Deswegen findet man hier am häufigsten Wittwen und unverheirathete Mädchen. In vielen Städten von Peru ist

nichts gewöhnliches ist, sind die Gesellschaften öffentlich Abendmusiken anzustellen pflegen.

Auch kultivirt die Südsee von Peru den Geruch. Die wohlriechenden Blumen im Zimmer und der Blumenstrauß machen bei ihnen einen wichtigen Punkt des Daseins. Der Puncheco de Flores, das Bouquet, welches den Busen zieren soll, erfordert ein eigenes Studium. Lima hat eine eigene Straße, Calle del Peligro, vormals wegen der Freudenmädchen berüchtigt, in welcher jetzt der größte Blumenhandel getrieben wird. Gelbe Lilien, Blüthen der bittersten Orangen, Aepfel und Pfirsichen, Hyazinten, Rosen, Anemonen u. s. w. bilden hier mit der wohlriechenden Cherimoya auf das künstlichste zusammen gestellt, Bouquets, die oftmals mit drei Piastern bezahlt werden. Fügt man ihnen gar die wohlfeile, seltene Arirama hinzu, dann steigt der Preis eines einzigen Blumenstraußes zuweilen auf 20 Piaster!

Die Natur befriedigt indeß die verwöhnte Peruanerinn nicht: sie bestreicht ihren Strauß mit Ambra, oder übergießt ihn mit den stärksten wohlriechenden Wassern. Diese zur vollkommenen Sinnlichkeit des Frauenzimmers wirkt auch auf das männliche Geschlecht. Limahat eine Menge Petit-maitres, Jünglinge, welche in ihrem Anzuge mit Extravaganz mit frisirten, parfumirten Haarlocken, vom Kopf zu Fuß von Ambra duftend, in den Tagesgeschäftsstunden Mode, Tanz, Intrigue und Putz

Eine solche Lebensart, vorzüglich aber die Aufsicht des Frauenzimmers würde noch üblere Folgen haben, wenn nicht selbst der Adel sich durch Handel aufrecht erhielte; denn hier setzt ihn das Geschäft eines Kaufmanns auf keine Weise herunter.

Das Innere der Häuser entspricht eben so wenig dem Anzuge der Einwohner, als der Aufwand ihrer Tafel; denn beides ist mäßig.

Die Unterhaltung ist dagegen angenehm und lebhaft. Besonders zeigt sich das Frauenzimmer sehr geistreich, und es erhöhet diesen Werth durch Kenntniß in der Musik und oftmals durch eine schöne Stimme.

Von den übrigen Städten dieses trefflichen Landes verdienen noch vorzüglich Quito, Cuenca und Guajaquil einer besondern Erwähnung.

Die Einrichtung und die Sitten der Bewohner von Quito weichen im Ganzen nicht sehr von denen in Lima ab. Auf der höchsten Fläche der Erde und an den Abhang des Vulkans Pichincha gelehnt, ist Quito's Lage einzig und äußerst pittoreske. Allein sie hat daher enge und viele Gebäude ruhen auf Schwibbögen. Equipagen und anderes Fuhrwerk fällt eben daher hinweg; dagegen zeigt das Frauenzimmer seinen Luxus in Tragsesseln und Sonnenschirmen, die von Bedienten getragen werden. Der regelmäßige, mit schönen Gebäuden umgebene Marktplatz hat gleichfalls einen vortrefflichen Springbrunnen. Die Haupt- und Kirchen

Dienstmagd in Lima,
ein Quarteron.

UNIV.
MIOMI

Kirchen sind hier von außen und innen nicht minder prächtig, als in Lima. Leider haben beide Städte noch ein Inquisitionsgericht; die höhere Kultur hat indeß ihre Schädlichkeit bereits sehr vermindert.

Der Anzug ist bei dem Frauenzimmer, so wie die Lebensart und die Vergnügungen, ziemlich dem von Lima ähnlich. Die Indianerinnen tragen sich einfach; die Mestizen und Quatterons, welche Bediente in den Häusern sind, haben dagegen schon einen besseren Anzug *). Die Einrichtungen der Neger haben in diesen Kolonien Spaniens manches Eigene, das hier schon einer Erwähnung werth ist.

Die Negern der vielartigen Stämme und oft sehr weit von einander gelegenen Länder, welche aus Afrika in diese Kolonien eingeführt werden, haben sich selbst in 10 verschiedene Kasten, oder vielmehr Nationen getheilt. Die Benennungen dieser Nationen sind theils von ihrem Vaterlande, theils von den Ländern hergenommen, aus welchen sie hierher nach Peru verschifft wurden. Außer den Negern, die nach afrikanischen Regionen genannt sind, findet sich daher auch eine Abtheilung Neger, die sich Neuländer nennt, weil die früheren wohl aus Terre Neuve eingeführt seyn mögen.

Jeder dieser Neger-Nation steht ein eigener, von ihnen selbsterwählter Chef, ein Oberhaupt, vor, dessen

*) Man sehe das Kupfer.

Willkührmeinung sich jede Nation in allen unterwerfe, was die innere Regierung ihrer Verhältnisse unter sich unter betrift. Allein auf alles, was nur einigen Bezug hat, auf ihren Dienst als Sklaven ihrer jetzigen Herren, seyen sie Spanier oder Creolen, hat die Regierung dieses Neger-Oberhaupts nicht den mindesten Einfluß. Für den ruhigen Beobachter ist es daher eben so seltsam als interessant zu sehen, wie ein solches von seiner ganzen Nation gleich einem Souverain verehrtes Oberhaupt, wenn er Morgens um 2 oder 3 Uhr die ihm sich unterworfene Nation auf das Feld ausfährt, um eine Wiese zu mähen, oder sonst eine Feldarbeit zu verrichten, auf einmal von dem Negeraufseher des Herrn der Sklaven zu so viel Henkersknechten verdammt wird, ohne daß dennoch sein Ansehen im mindesten bei seiner Nation gefährdet würde.

Aus diesen Chefs der einzelnen Nationen (Capitaines) werden denn zwei große Oberhäupter oder Regenten gewählt, welchen alle jene Castes unter einem der unterworfen sind.

Diese Wahl geschieht mit vielen Feierlichkeiten. Die Chefs der einzelnen Castes sind stets die den Jahren nach ältesten Neger, und jedes Mahlherrens Name wird in einem eigenen Buche aufbewahrt.

Jeder einzelne Neger zahlt jährlich ein Mark, und drei Gr.; hingegen erlegen die Chefs 10 Piaster. Dies Geld wird verwendet, zum Kaufe auf den Gottes-

dann der heiligen Jungfrau Maria (denn die Neger werden hier als Christen angesehen), ferner für Erstlingungen, die man unter die Wahlherren austheilt, so wie zu den Feierlichkeiten bei religiösen Festen und Aufzügen. Besonders wichtig ist unter letztern das Frohnleichnamsfest. Bei dieser Procession erscheinen die Neger nach ihren Stämmen oder Casten vertheilt, mit einer Fahne und einem Thronhimmel, unter welchem der König und die Königin jeder Nation, mit dem Scepter in der Rechten und einem Stabe oder einem andern Instrumente in der Linken.

Die ganze Procession bildet eine furchtbare Maskerade. Teufel, Schlangen, Tieger, behaarete und befiederte Ungeheuer werden vorgestellt. Jeder Neger ist mit Bogen und Pfeil bewaffnet; vormals sogar mit Schießgewehr, wegen davon zu befürchtendem Mißbrauch ist dieß anjetzt verboten.

Sie geben hiebei Vorstellungen von ihren Angriffen und Schlachten. Das dabei erhobene gräßliche Kriegsgeschrei, die furchtbaren Gesticulationen und Mienen bringen, bei ihren scheußlich angestrichenen Gesichtern, ein schaudererregendes Gemälde hervor, welches durchaus der religiösen Feier dieses Tages zuwider läuft.

Freilich zielen diese Feierlichkeiten bei den Negern nicht sowohl auf Religiosität, als auf Ergötzung ab. Sie sind nur die Vorläufer großer Lustbarkeiten, öffent-

Köcher Gastfreundschaft und Tänze; denn hiemit beschäftigen diese mit einander.

Jede Nation hat hiezu ihr eigenes Versammlungshaus. Bei diesen Versammlungen hat denn das Oberhaupt jedesmal den Vorsitz; unter ihm die Wahlherren oder der Senat; und es ist höchst merkwürdig, wie eifersüchtig diese, allem Drucke und aller Erniedrigung ausgesetzten Menschen auf den mindesten Unterschied, in Rücksicht ihres Ranges, des höhern oder niedern Sitzes u. dgl. sind.

Selbst der verkäufliche Sklav ist mithin von der Eitelkeit des Ranges angesteckt, wer verzeiht daher diese Thorheit nicht dem freien Menschen?

In den ersten Stunden der Versammlungen werden die innern Angelegenheiten jeder Nation abgethan, z. B. die Geldcontributionen, die Zwistigkeiten zwischen Eheleuten oder sonstige Streitigkeiten; die Regulirung wegen der zweiten Ehen der Wittwen oder Wittwer. Alles dies wird mit höchster Ernsthaftigkeit und Würde betrieben. Nach Beendigung dieser Geschäfte ist es wirklich wundernswürdig, wie eben diese ernsthaften Menschen blitzschnell zu der größten Ausgelassenheit hinübergehen.

Tanz und geräuschvolle Musik beginnt sofort, und auf eine eben so wilde als unanständige Weise.

Ihr Hauptinstrument ist die Trommel; ein hohler Cylinder, oft vertritt nur der Kinnbacken eines Pferdes mit losen Zähnen, mit einem Stocke geschlagen, ihre

Quelle; das Blasinstrument hiebei aber ist eine Flöte, die, so wie auf einigen Süd-See-Inseln, durch die Nase geblasen wird. Ein Instrument, welches einigermaßen melodisches genannt werden kann, ist aber die sogenannte Marimba. Sie besteht aus mehreren dünnen Hölzchen, die aus einigen getrockneten Calebassen hervorragen und auf einem hölzernen Bogen ruhen. Sie werden mit kleinen Stöckchen geschlagen, etwa wie unsere Strohfiedel.

Cusco, sonst die Hauptstadt des Reichs der Incas, ist auch noch jetzt in mehreren Hinsichten ein bedeutender Ort.

Diese Stadt, sie hat jetzt etwa 18 bis 20tausend Einwohner, ist zwischen zwei Bergen gelegen, wovon der eine durch seine vielen Quellen die reiche Ebene trefflich bewässert.

Der Fluß Yukay rieselt an dem zweiten Gebirge von mittelmäßiger Höhe und erhöhet die Anmuth des nach ihm genannten Thales. Schon zu Zeiten der Yükas war dies Thal, als der reizendste Fleck der Provinz, von den Königen sehr geschätzt, und jetzt haben der Erzbischoff von Cusco nebst einigen Großen fast alle, schließlich ihre Landgüther darin.

Cusco besitzt schön gebauete Kirchen und andere öffentliche Gebäude, hat auch fast eben die Größe als Lima. Sie ist aber noch berühmter wegen der Ruinen der ehemaligen Festung der Yukas. Die Ueberbleibsel

der Mexicaner sind Zeugen von der außerordentlichen Verbreitung der alten Amerikaner, wodurch sie die ungeheuersten Steinmassen, ohne mechanische Kenntniß, so mäßlich machten.

Hier war dann, an eben der Stelle, wo selbst sich jetzt ein Dominikanerkloster befindet, jener wegen seiner Pracht und seiner Reichthümer so hoch geschätzte Tempel der Sonne. Die Mönchszelle soll jetzt eben die Stelle einnehmen, wo man vormals ein ungeheueres Bild der Sonne von dichtem Golde verehrte. Es bedeckte fast die eine ganze Wand des Tempels, welcher, wie die übrigen drei, selbst mit Gold überzogen war. Auch hat sich dieses edle Metall gerade in diesem Theile von Peru sehr reichlich dar. Garcilasso bezeugt, daß man in dem dieser Stadt benachbarten Thale Callahuaya Goldklumpen von der Größe eines Menschenkopfs gefunden habe, und auch in unsern Tagen sollen die dortigen Gold- und Silberminen eine reiche Ausbeute geben.

Ein gleichfalls merkwürdiger Gonnenempel fand sich ehemals in Quito; allein ein noch reicherer war der des Sees Titicaca. Dieser See liegt (vom S. W. nach N. O. zwischen den 16ten und 18ten Graden der Breite) höher als Cusco, im Gebiet von Buenos-Ayres, und ist von Gestalt unregelmäßig oval. Er ist der größte See in Südamerika; man giebt seine größte Länge auf 60 Meilen an, seine Tiefe soll an einigen Orten

70 bis 80 Klafter betragen. (Ulloa.) Es strömen mehrere kleine Flüsse hinein, in Süden ist er aber durch den Fluß Deso guadero mit dem kleinen See Paxia oder de los Aullagas verbunden. Der See Titicaca ist seines trüben Wassers ungeachtet sehr fischreich; Helms fand eine dortige Quappenart sehr schmackhaft. Unweit der westlichen Küsten laufen die hohen Gebirge fort, und diese sind sehr reich an edlen Metallen, allein wegen Unkunde liegen mehrere bedeutende Erzgänge ersoffen, unbenutzt. (Helms.)

Unter mehreren Inseln des Sees ist besonders diejenige am westlichen Gestade merkwürdig. Auf ihr stand der berühmteste Tempel der Sonne, zum ewigen Andenken des dort von der Sonne hinversetzten ersten Inka, Manco Capac und seiner Schwester und zugleich Gemahlin, Mama Oello Huaco. Von hieraus fingen diese beiden Gesandten des Gottes von Peru an, die bisher barbarischen Völker zu civilisiren, ihnen Gesetze zu geben und sie zum Ackerbau anzuführen.

Der Tempel glänzte aber nicht nur, wie der in Cuzco von Innen durch die grossen Gold- und Silberplatten seiner Wände, auch von Außen sahe man erstaunliche Schätze an Gold und Juweelen dort aufgehäuft. Die Indianer wallfahrteten nämlich hieher, als nach ihrem Mecca, Jerusalem oder Loretto. Sie brachten der Stätte des Ursprungs ihrer Religion und zugleich ihrer Civilisation kostbare Geschenke.

Als aber die Spanier bei der Eroberung von Peru eine den Indianern unbegreifliche, mit höchster Grausamkeit begleitete, wüthige nach Gold und Silber zeigten, wähnten die Indianer aus Furcht und Zorn diese grossen Schätze des Tempels dieser Insel in den See Titicaca; und, alles Nachsuchens ungeachtet, ist es bis jetzt vergeblich gewesen, sie wieder herauszufischen.

Endlich verdient Guajaquil (Königreich Quito) als ein in mehreren Rücksichten wichtiger Ort dieses Theils der südamerikanischen Provinzen Spaniens einer nähern Anzeige.

Nur fünf Meilen (lieues) vom Meere (2° 11' 21" südl. Br.) an dem fischreichen Flusse Guajaquil, der durch den weiter aus den Andes herabströmenden Daule verstärkt und fahrbar worden ist, kann man diesen Ort als den Stapelplatz des Handels von Panama und Lima ansehen.

Die Abtheilungen der Stadt (die alte und neue) sind durch eine Brücke verbunden, und wenn gleich der Boden, worauf die neue Stadt ruhet, im Winter wegen der Nässe kaum betreten werden kann, so ist Guajaquil dennoch ein hübscher Ort, von etwa 20tausend Menschen aller Art bewohnt. Sie haben sich in mehrere Fahnen, ihrem Range nach, vertheilt; und hienach sind sie bei Gefahr die Vertheidiger ihres Vaterlandes. Die Fahne der Fremden ist am zahlreichsten; sie besteht aus Europäern.

Hiebei ist es denn der geographischen Lage des Landes zuzuschreiben, warum die Kinder, die diesen Europäern dort geboren werden, nicht nur vorzüglich schön, sondern blond und selbst ihre Mütter die Europäerinnen an Weisse der Haut übertreffen. Freilich gilt dies nicht von den Indianern selbst; auch sind auch die Indianer im Guajaquil von Farbe viel lichter, weit weniger braun gebrannt, als die der nächstliegenden Länder, oder die der übrigen Provinzen von Quito. Wollte man auch die Feuchtigkeit der hiesigen Atmosphäre zur Erklärung dieses Phänomens zu Hülfe rufen, so möchten dennoch mehrere Theile des andern liegenden Landes hierauf gleichen Anspruch. Vielleicht hindern die im Osten von Guajaquil laufenden Andes der Cordilleren die heissen Winde des heissen Continents, oder kühlen die hiesige Atmosphäre ihre Schneekuppen? Vielleicht hat die uns nicht hinreichend bekannte Natur des Erdbodens und der Gewässer einen besondern Einfluß auf die Erdprodukte und daher auf die Nahrungsmittel des Menschen; genug, die Sache ist faktisch, und eben wegen der Unerklärbarkeit merkwürdig.

Die Ufer des Flusses Guajaquil, an welchem die Stadt gelegen ist, sind mit angenehmen Landhäusern besetzt. Die Häuser sind sehr zerbrechlich, denn das Mehrste besteht nur aus dem leichtesten Holze oder aus Rohr, das andere Stockwerk ist sogar allen

Winden offen, es hat nur Pfosten ohne Wände. Dies ist bei dem schlammigen, stets Ueberschwemmungen ausgesetzten Boden nothwendig. Jeder bringt diese Matten in trockener Zeit als Magazin. Man führt die Sachen und Waaren von einem Hause zum andern auf eigenen kleinen Kähnen von so leichter Bauart, daß jeder, der daran nicht gewöhnt ist, verunglücken würde. Demungeachtet wagt sich selbst ein einziges junges Mädchen darin. Zu ihren größeren Fahrten haben sie aber Fahrzeuge von einer andern, gleichfalls ganz eigenen Art. Es sind Balsen oder Flöße, wovon wir bereits bei der Beschiffung des Yungs erwähnt haben; allein die Balsen von Guajaquil haben außer dem Mast sogar Segel, eine den europäischen Flößen durchaus fremde Einrichtung.

Diese Balsen, nur mit Lianen zusammen gebunden, die Balkengestelle, tragen dennoch bis 500 Centner, und es ist allerdings zu bewundern, wie die Indianer eine an sich so ungeschickte Maschine fast in jeder Richtung zu wenden verstehen.

Allein was kann man nicht von Leuten erwarten, die sich selbst bei ihren Fischereien mit dem Netze auf einem einzigen Balken dem Wasser anvertrauen?

Die Einwohner von Guajaquil sind Abenteurer durch ihre Lage bereits zu Fischern und Schiffern geboren. Der Ort selbst ist der Landungsplatz für Peru, Tenu-

Früchte und Gummiarten, und ihr Handel mit Cacao, Holz, Salz, Baumwolle und Vieh ist beträchtlich.

Unter mehreren Häfen besuchen sie sehr häufig den der in dem Busen von Guajaquil gelegenen Insel Puna. Diese Insel, von etwa 24 Seemeilen im Umfange, ist in mehreren Rücksichten bemerkenswerth. Sie war zwar sehr wegen ihrer grossen Fruchtbarkeit, und wegen der Geschicklichkeit ihrer Einwohner im Schiffbau, in der Fischerei, und wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Sie hatte die Yukas harter Mühe, sie zu überwältigen, und ihre Gegenwehr gegen den grossen Räuber, den Wagehals Franz Pizarro, gab ihm Anlaß zu einem allgemeinen Blutvergießen unter den Insulanern. Die Geliebte dieses spanischen Abentheurers, Capillana, hatte nach dessen Ermordung den bigotten Ungeheuern, dem Mönch und nachmaligen ersten Bischof von Peru, Valles Viride, (er war es, der die Spanier zum Niedermetzeln der friedlichen Indianer bei Caramarca und zur Gefangennehmung des Yukas Atahualpa aufreizte) zu ihrem Gebetten! Nach der Ermordung des Pizarro flüchtete sie auf die Insel Puna. Allein auch dieser Bösewicht kam elendiglich um; er ward hier mit Keulen erschlagen. Seine Geliebte zog sich darauf nach Puna zurück; man zeigt noch jetzt dort ihr Grab.

Bis zu unserm Zeitalter findet man auf der Insel wichtige Kostbarkeiten, welche von den Indianern dort vergraben wurden.

Einige Meilen von Puna liegt die kleine Insel Santa Clara; sie ist ohne Bewohner, und diente vormals den Einwohnern von Puna zu einem allgemeinen Begräbnißplatz ihrer Todten.

Weiter nach Süden beschließt den großen Meerbusen von Guajaquil auf dem festen Lande das, wegen seiner Alterthümer, wegen seines Ruffes und wegen der zuerst anhebenden Eroberung von Peru, berühmte Tumbez.

Hier war es, wo Franz Pizarro, der Vorläufer von Peru, im Jahre 1526 zuerst landete. Wurden die Indianer die neuen fürchtigen Menschen bemerkt, die mit ihren Canoen zuerst friedlich unterhandelten; so erstaunten dagegen die Spanier über die prächtigen Augen über den Reichthum der Schätze des Sonnentempels, des Klosters der Sonnenjungfrauen, und über die prächtige von dem berühmten Inka Huaynä Capac von Cuzco erbaute Festung und Pallast.

Huayna Capac, der vorletzte Inka, hatte Puna und Tumbez bezwungen, und die Freundschaft der Einwohner gegen sein Heer und Wohnsitz durch Geschenke erlegte aber in Tumbez eine Festung an, um sowohl diese Länder, als die gegenüber gelegenen Puna-wilden in Zaume zu halten.

Dieser Inka war es, der dem Oberpriester des Sonnentempels die berühmte Antwort ertheilte, die uneinnehmbare Weisheit desto mehr Ehre macht, je eingewurzelter aus je blinder

auf Familien-Größe das religiöse Vorurtheil, das die Sonne der Vater der Yukas sey, gegründet war.

Die Idee ihres Ursprungs hatte es den Yukas zum Gesetz gemacht, niemals die Augen gegen die Sonne aufzuschlagen; sie hielten es der Ehrfurcht, die sie ihrem göttlichen Vater schuldig waren, durchaus zuwider. Huayna Capac richtete einstens am großen Sonnenfeste Nayni demungeachtet seine Augen auf die Sonne, und gerieth in tiefes Nachdenken über das herrliche Gestirn.

Mit Schauder vor schwerer Ahndung erinnerte ihn der Oberpriester an seine Schuldigkeit; „bedenke, sagte er, daß Du gerade an dem heutigen Tage durch die Hintansetzung deiner Pflicht, öffentlich den Unterthanen ein böses Beispiel giebst.“

Ruhig legte hierauf Huayna Capac dem Oberpriester (selbst aus dem Geblüte der Yukas) folgende Frage vor.

„Ihr erkennet mich mit einander für euren Herrn und König; würdet ihr es daher wohl wagen, mir aufzulegen, mich von meinem Thron zu erheben, und eine große Reise anzutreten? Würde dagegen nicht jeder von Euch selbst keinen von meinen mächtigsten Vasallen angenommen, auf meinen Befehl sich sogleich aufmachen, und nach irgend einer Richtung von hier eine weite Reise beginnen?“

Als der Oberpriester beide Fragen, der Natur der Sache gemäß, beantwortet hatte, fuhr Huayna Capac fort:

„Nun dann, so sage ich Dir, daß dieser unser Wasser, die Sonne, nothwendig von einem weit mächtigeren Herrn abhängig seyn muß; dieser ertheilt ihm sicher den Befehl, Tag und Nacht seinen Lauf ununterbrochen um die Erde zu vollenden; denn wie würde die Sonne, wäre sie der oberste Herr der Natur, sich niemals in Ruhe finden?“

Wenn man annimmt, daß die von der Sonne abhängigen wichtigsten Veränderungen auf unserer Erde, die Tages- und Jahreszeiten, die Wärme und Kälte, das Wachsen und Gedeihen aller organisirten Wesen, dem unkultivirten Menschen dies zugleich durch seine Größe und Schönheit blendende Gestirn, gleichsam unwillkührlich zu seinem Gott aufdringt; dann muß man die Geistesstärke des nicht blos in diesem Wahn erzogenen, sondern durch die Idee seiner daher geleiteten individuellen Abstammung dafür interessirten Yuka, desto höher schätzen.

Er hatte denn auch hier in Tumbez, nach Ueberwältigung dieser Provinz, kostbare Sonnentempel, so wie auch ein Kloster für Sonnenjungfrauen, angelegt.

Es bleibt stets interessant, daß auch diese Idee des Cultus der alten Welt, die Gottheit durch reine, keusche Jungfrauen bedienen zu lassen, in der neuen Welt Statt fand. Wir finden sie sowohl in Mexico, als in Peru; also in den beiden regelmäßig eingerichteten Staaten von Amerika.

Allein in Peru sahen diese Sonnenjungfrauen den Vestalinnen deshalb weit ähnlicher, weil sie viel strenger bewacht, und viel heiliger gehalten wurden, und weil sich gewöhnlich ihre Weihe auf den größten Theil ihres Lebens erstreckte. In Mexico hingegen konnten sie sich nach wenigen Jahren ihres Gelübdes wieder entsagen. Dagegen sind allein hier gleichfalls Jungfrauen, welche das Gelübde der Keuschheit ablegten; sie hatten in so fern mit unsern Bettelnönchen etwas ähnliches, daß sie zugleich nur allein von Almosen lebten.

Uebrigens liegt in der Sache selbst der stets auf die Natur des Menschen gegründete Gedanke, dem höchsten Gott auf die reinste, unabhängigste Weise zu dienen. Und so mußte ein solcher Gottesdienst in jedem Theile der Welt entstehen, wo man so weit gedrehen war, Gott selbst als das reinste, heiligste Wesen anzusehen und zu verehren.

Auch von diesem Tempel der Sonnenjungfrauen ist in Tumbez jetzt außer einigem Gemäuer eben so wenig übrig, als von den Festungen und übrigen Anlagen der Inkas.

Der Fluß gleiches Nahmens macht gleichsam eine natürliche Gränzscheidung zwischen Quito und Peru aus. Er ist für kleinere Fahrzeuge ziemlich weit schiffbar, und seine Ufer sind gut bewohnt. Der schöne Landstrich von Tumbez an bis nach Lima und den Gränzen

wird gewöhnlich nur im Allgemeinen das Thal (Valles) genannt.

Wir beendigen Peru nach vorher gegangener Anzeige einzelner Merkwürdigkeiten mit einigen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand seines Handels.

Je genauer uns die Topographie dieses Landes bekannt wird, desto größer wird sich dessen innerer Werth. Man entdeckt nicht nur die herrlichsten, bis jetzt uns bloß Landschaften, sondern zugleich Verbindungen durch Flüsse, die, indem sie den Betrieb und Umsatz seiner reichen und vielartigen Produkte erleichtern, dereinst ein zwei- drei- und vierfach so volkreiches und im Wohlstande lebendes Staat prophezeihen.

Freilich ist der Boden von dem eigentlichen Peru durch die angebauten Cordillerketten so zerschnitten, so zum regelmäßigen Ackerbau im Ganzen unbrauchbar gemacht, daß selbst der anhaltendste menschliche Fleiß daran scheitern würde. Indeß ist dies einmal nur der Fall bei dem zwischen dem Meere und den Zweigen der östlichen Andskette gelegenen Erdstrich, denn wir sehen, daß die weiten Gefilde der Montaña, so wie der weiter stromabwärts gelegenen flachen Länder, die vorzüglichen Anlagen zum Ackerbau darbieten; und sodann zeigen sich selbst in diesen Andes noch herrliche Thäler, die, wenn gleich von schroffsten Gebirgen durchzogen, oder gar eingeschlossen, auf die reichsten Pflanzungen An-

Huanuco gehört z. B. das große ungesunde Thal Huallaga, unter 11 Gr. einige 30 Minuten südl. Br. und 302½ Gr. östl. Länge von Ferro gelegen; das gegen Westen an die Intendantschaft Lima grenzt.

Mehrere sehr beträchtliche Flüsse, z. B. der Marañon, Huallaga, Ucayamba, Monobamba, Chanchamayo, Mantaro, umfließen und durchschneiden diesen herrlichen Landstrich. Er besteht bei der Nähe der Gebirge aus großen Vertiefungen, Schluchten (Quebradas), die zusammen ein Thal von einigen 40 Quadratmeilen bilden, das mit Recht bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts als eine reiche Kornkammer für die umliegenden Provinzen angesehen ward; denn man erndte hier dort im Jahre dreimal.

Dieser Werth wird noch dadurch erhöhet, daß Alles von einer milden Temperatur genießt, und fast gar nicht von jenen Blutsaugern leidet, die die Berg-Nachbarn plagen, von den Musquitos. Diese Gründe hatten die Spanier bewogen, hier viel Städte zu erbauen, Huanuco, Pacara und Cuzco.

Auch hatte unter diesem Himmelsstriche ein wichtiger Auftritt vorgang bevor. Ein frecher Verräther, Johann Santos, empörte im Jahre 1742 zu den wilden Stämmen des Amazonenstromes, um sich der Tyrannei, wegen eines Mordes, zu entziehen. In Cuzco geboren, gab es sich für einen Abkömmling der alten Incas aus, nannte sich Juan Santos Atahualpa, und wie

sammelte, zogen dem Wompande, als ein solchen sein Vaterland zu rächen, und das alte Peru wieder herzustellen, mehrere tausend Indianer, und überfiel hiemit von dieser Seite die spanischen Colonien.

Die Ankündigung eines so unerhörten, großen Unternehmens brachte bald viele indische Volksstämme auf die Seite des neuen Atahualpa. Die spanischen Besatzungen der dortigen Städte waren schwach und schlecht disciplinirt. In kurzer Zeit hatte der sogenannte Inka 25 Ortschaften und Städte der Spanier verheeret. Der brave Gouverneur des Hauptorts Quimiri kam selbst bei dessen Vertheidigung um; die Spanier sahen sich genöthiget, eine Schutzgränze aufzuwerfen, und sich durch mehrere hie und da errichtete kleine Forts zu verstärken.

Durch den Verlust des fruchtbaren Thals von Vitoc stieg der Mangel in allen umliegenden Ortschaften sehr hoch; denn fast an den benachbarten Gebirgen angebauter Korn gerieth wegen der Kälte nur selten.

In dieser traurigen Lage unternahm D. J. Maria de Salcedo, Gouverneur der Provinz Tauna, mit eben so vielem Muth als Klugheit die Wiedereroberung des reichen Thals. Nach mehrjährigen harten Anstrengungen ist es ihm endlich gelungen, das wieder eroberte Vitoc einigermaßen von neuem anzubauen. Schon erndtete man dort (1792) wiederum doppelt den Mais, den Kaffee, die Cocs, die Baumwolle und

anders wichtige Bedürfnisse des Lebens, und mit dem Ackerbau nimmt die Bevölkerung sehr beträchtlich zu.

Ein anderes Beispiel solcher, für Peru mit größtem Gewinn anzubauender Landesstrecken, gewährte vorhin (Seite 54.) die Ebene Pampa del Sacramento; auch gleicht das gleich an Peru gränzende Gebiet von Tarija hievon ein ähnliches Zeugniß.

In den Zeiten der Eroberung von Peru richtete sich auf der Hauptleute der Pizarren, Franciscus Tarija, das Gleiche, seine Entdeckungen besonders nach den östlichen Gegenden von Peru.

Er kam, nach Ueberseigung der Andes (gegen den 22sten Grad südl. Br. und 47sten Gr. westl. Länge von Paris) in ein Thal, dessen ruhige Einwohner das Joch der Inkas nicht kannten.

Die Schönheit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde, die mannichfaltige Vegetation, die treffliche Bewässerung, alles lud ihn ein, sich hier niederzulassen. Bald ist dieß Etablissement nachmals sowohl von Parapitiesen, als auch von den wilden Chiriguanos, einer Völkerschaft von Paraguay *), heftig angefallen. Dennoch hat man durch Ausdauer endlich mehrere Orte schaften erbauet, wovon St. Bernardo di Tarija die volkreichste ist.

*) Man sehe weiter unten die Beschreibung dieses Volks.

Die vornehmsten Flüsse sind der Tarija, der Pilcopaja und Rio Juna, die mit dem Pilcomayo und Rio Vermejo von Paraguay in Verbindung stehen.

Die Lage dieses Thales ist besonders für den in den Cordilleren gegen Osten dazu hinabsteigenden Wanderer auffallend. Er tauscht nämlich plötzlich Schneegipfel, kalte, unfruchtbare Halden, kahle Felsen, gegen den heitersten Himmel und einen Boden um, der nun der schönsten Vegetation strotzt, der Weizen, Mais, Flachs, Reseda genannt, so wie den Paraguay-Thee erzeugt; bei Augustura, Mesquierdia und an andern Orten zeigen sich ihm sogar die schönsten Weinreben, woraus man einen trefflichen Wein in solcher Menge gewinnt, daß, außer der binnenländischen Consumtion, eine beträchtliche Menge ins Ausland als Handelsartikel verführt wird.

Die reichen Wiesen bieten zugleich eine sehr gute Viehzucht dar. Jährlich rechnet man, daß auf achttausend Stück Hornvieh in die benachbarten Provinzen von Potosi, nach la Plata, theils zur Mehrung, theils zur Lederarbeit verhandelt werden.

Wie wird dereinst der Werth dieses Landes steigen, wenn die umher wohnenden wilden Thiere sich endlich ihres noch reicheren Bodens als ruhige Landbauer bedienen?

Daneben ist die Nachbarschaft von Tarija durchaus nicht arm an Mineralien. Aus einigen Gebirgen der

Cordilleren erzielt man hier jährlich gegen 60tausend Mark Silber, und auf 100tausend Piaster an Golde. Tarija selbst aber hat noch eine andere fossilische Merkwürdigkeit aufzuweisen. Man entdeckte in einem engen Passe, der zu diesem Thale führt, da, wo die Indier ihre Todten begraben, ungeheure versteinerte Gebeine, die man der Aehnlichkeit wegen für menschliche hielt. Ein Ellenbogen (os ulnae) hielt 2 Ellen 3 Zoll. Man fand ferner einen Zahn, der nicht weniger als 5 Pfund 3 Unzen wog; dieser kam in das königliche Kabinet zu Madrid. Wahrscheinlich waren es Ueberbleibsel jener unbekannten Thierwelt, deren Skelette auch Peru in mehreren Gegenden aufzuweisen hat.

Das Thal von Tarija ist auch dem Menschengeschlechte besonders günstig. Bei aller Trägheit und Faulheit die treffliche Natur hinreichend zu benutzen, wächst die Bevölkerung so ansehnlich, daß jährliche Auswanderungen nach Tucuman geschehen.

Indeß ist auch dieser schöne Himmelsstrich nicht ohne ihm eigne Beschwerden. Es findet sich dort, vorzüglich in der Gegend der Stadt Tataff, im Departement Chicas, eine merkwürdige fürchterliche Krankheit; der Dr. Bueno nennt sie die wüthende Tollheit, und es ist sonderbar, daß sie sowohl Menschen, als selbst die Hausthiere befällt. In dem ersten Anfalle des Wahnsinns hat man oftmals kaum hinreichende Kräfte, den unglücklichen Kranken zurück zu halten. Er springt

aus dem Netze; flieht, schaamlos ohne alle Bedeckung jede menschliche Wohnung; eilt in das Gebirge; klettert wüthend über die gefährlichsten Abgründe, und stürzt sich endlich elendiglich von dem höchsten Felsen hinab. Selten behält er das Leben; ist dies aber glücklicherweise der Fall, und er entkommt mit einer Zerschmetterung der Glieder, dann kehrt nach und nach der Verstand zurück, und hierauf findet sich keine weitere Spur der Tollheit.

Es ist merkwürdig, das nur allein die von Europa dort eingeführten Hausthiere, z. B. Pferde, Schaafe und Rindvieh von einer ähnlichen Tollheit befallen werden; niemals hingegen die dort eingebornen, z. B. die Vicunnen oder Guanakos.

Endlich dient die Gegend um Guamalies, wegen ihrer seltenen Naturprodukte, als ein letzter wichtiger Beweis, was für hohe Erwartungen man in Peru von dem Anbau und der Bevölkerung einzelner, zwischen den Gebirgsketten gelegener, Flecken hegen dürfe.

Dieser Strich Landes, der, so wie die Ebene von Sakrament (Pampa di Sacramento), nur südlicher, zwischen dem Huallaga und Ucayali gelegen ist (etwa unter den 8ten bis 10ten Graden der Breite), war bereits seit 1580 von den Jesuiten in Besitz genommen. Sie hatten ihn nach und nach so gut angebauet, daß man gegen 20 Ortschaften dort zählte, wovon nur noch allein einer der drei Hauptorte, Chavin de Pari-

durch seine Kühnheit und Thätigkeit dieses Gebiet hauptsächlich durch einen Spanier von neuem bekannt, der sich gewöhnlich mit Ungläubigen gegen den übrigen Theil der Menschen gestellt hatte. Er theilte seine Nachrichten einem angesehenen Handelsmanne aus Castilien, Dr. Juan Bentura Mut. Dieser unternehmende Mann, 1788, mit Bewilligung der Regierung von Lima, auf seine Kosten Anstalt, diesen wiederum fruchtbaren und reichen Lande zu besuchen, unter der Führung eines Europäers die Indier mit hinreichendem Aufwande Mühe und Zeit zu versehen, und dadurch eine neue Colonie zu errichten. Bentura fand hier den Boden viele verschiedene, ein herrliches Klima und die trefflichsten zum Theil unbekannten Naturproducte, welche versprechend unter sorgfältiger Kultur [illegible]

Unter andern hatte die Cinchona, den Baum, der die unschätzbare Cortex liefert, hier vermehrt, noch häufiger aber gefunden, als hier von so großer Wichtigkeit war, es nöthig befunden, einige botanische Anmerkungen darüber anzustellen. Die Cinchona, die Professor Blume (Cinchona officinalis L. Foliis ovato-oblongis, rubris, stipulis acutis, petiolis, floribus paniculatis, corollae tubo laciniis [illegible]) durch Mut für den Bentura, und ersterer durch jenen mit dem sonst wenig bekannten Baume, eine botanische Probe aus Peru [illegible]

...ge an einander stehen, und sind etwa 2 Zoll lang und 2 breit, mit glattem Rande. Die Blumen stehen in mehreren Büschen an den Enden der Aeste, sie sind, bevor sie sich öffnen, durch ihre pflaumfarbene Farbe der Lavendelblume ähnlich, an Größe und Figur aber der Hyazinthe. Der Blumenkelch ist einfach, glockenförmig. In der Blumenröhre stehen fünf borstenförmige fleischige Staubfaden um einen weißlichten fadenförmigen Griffel. Der Fruchtknoten verändert sich in eine olivenförmige Saamenkapsel, die in zwey Fächer getheilt ist, welche in mehrere Unterabtheilungen, den kleinen, zusammen gedrückte Saamen enthalten. Die Kapsel zerspringt bei ihrer Reife, und zerstreut hiedurch den Saamen.

Man schält den Federnelkenbaum, bei zweckmäßiger Methode mit einem Messer, und bewahrt die Rinde sorgsam vor Feuchtigkeit. Vormals, bei weit geringerem Verbrauch, hieb man die Bäume selbst nieder.

Es giebt von diesem Baume mehrere Arten, die indeß verschiedene Rinden geben. Die unsers gewöhnliche, die gelbe und die rothe; Condamine nennt auch eine weiße, die aber den übrigen Arten an Wirksamkeit nachstehen soll. Was diese Arten eigentlich sind, das lehrten uns nun Herr v. Humboldt und Bompland beweisen; denn diese Naturforscher fanden nun allein um die Stadt Loxa (Loja), mehrere Arten, so wie auch die von Fl. Fr. Nonanna

Loxa und Cuenca verschiedenen waren. Die Waldungen des letztern Orts (fast 2 Grad Länge westl. von Quito und 11 Gr. südl. Br.) waren bisher als die Hauptquelle der Chinarinde angesehen; hier studirten ihn auch die französischen Akademiker und gaben davon die erste genaue Beschreibung und Abbildung in den Memoiren ihrer Akademie.

Die ersten Proben der Wirksamkeit der China gegen hartnäckige Fieber wurden bei uns besonders bekannt durch die Genesung der Gemahlin des Grafen de Cinchon; er war im Jahre 1638 Vicekönig von Peru. Ein Indianer hatte dem Corregidor von Loxa diese Entdeckung gemacht. Da der Graf Cinchon im folgenden Jahre nach Europa zurückging, so nahm er eine große Quantität von dieser Rinde mit; das Pulver davon hieß daher zuerst in Spanien der Gräfin Pulver. Bald darauf sandten die Jesuiten gleichfalls Chinarinde nach Rom an den Cardinal Lugo; daher der Name Jesuitenpulver. Ueber die Anwendung dieses trefflichen Heilmittels brachte es indeß nachmals wieder aus dem Gebrauch, bis endlich 1679 ein englischer Arzt, Robert Talbor, gegen Fieber damit verrichtete, ohne indeß dies sein Wundermittel bekannt zu machen. Ludwig XIV. der bei aller Vergrößerungssucht doch fand den einzigen wahren Charakter eines Königs, die Societät aufrecht zu erhalten, nicht verkannte, erkaufte

das Eisenkraut von dem Europäischen. Da sind es Pflanzen, die es lediglich nur der neuen gefundenen Chinarinde verdanken. Die geschickten Aerzte, besonders Sydenham, Morton und unter den Deutschen vorzüglich Wepfer, giebten nun dem Gebrauche dieses Mittels eine Ausdehnung, die sich noch sehr erhöhet hat.

Von der China sind nun Versuche in dem hier beschriebenen Landstrich einer der vorzüglichsten Chinen, nämlich die rothe China, dort Pagullia (nach Molina Quara) gemacht. Sie soll davon in kurzem 1000 Pfunden (zu 25 Pfund) Aufschluß, und sichere Nachricht für die Kolonie ehestens mitzutheilen versprochen. Bald darauf entdeckte er hier gleichfalls die Pechia, welche man in Madrid unter dem Namen der Gilliana so hoch hält, und von dem man bisher glaubte, sie fände sich nur in Peru.

Man rechnet auf zwey Centum Chinarinde, welche allein Peru ausführet; diese Strecken demnach mit Pflanzen *) (Mora Petrolo) die denen, welche in dem Gebirge gegenüber um Cuenca, Chaindeta und Cuenca liegt, gleichfalls den Chinabaum entdeckt hat; der ferner den Gebrauch dieses Medikaments noch sehr einschränkt, da endlich das Königreich Quito beinahe ohne Fie-

*) Das Pfund Chinarinde gilt ungefähr drey und 2 Thaler

Rob und Rinde, und die Rinde der Wurzel ist am kräftigsten, weniger, die Blätter, und am wenigsten, sie überzeugt sich der Werth aller verschiedenen Theile des Baumes, den hier anzuzeigen. Einige Angaben lassen daher die ganze Baume dem aus Südamerika nach Europa gebrachten Chinarinde, über 12tausend Centner gleich.

Zuletzt verdient es noch bemerkt zu werden, daß die Chinarinde sehr oftmals verfälscht wird. Hiezu bedient man sich der mittelmäßigen Calisayen, und noch wohl schlechterer Rinden. Die gute Rinde muß aus nicht zu dicken Röhren bestehen, äußerlich graulichbraun, rauh, schuppig, und in die Quer aufgesprungen seyn, inwendig aber roth; der Geruch etwas gewürzhaft, zusammenziehend und angenehm; sie muß nicht leicht zerbrechlich seyn. Ihr Geschmack ganz aromatisch bitter und gewürzhaft.

Bewarez entdeckte seiner in seinem neuen Gouvernement genannt, dem sein glückliches Unternehmen erwarb ihm die Stelle eines ersten Gouverneurs) einen grossen unbekannten Baum, dessen Holz sowohl wegen seiner Dichtheit und Festigkeit für Tischlerarbeit, als wegen seiner Hartnäckigkeit zum Verbrennen sehr schätzbar ist. Ein anderer Baum gewährt ein gutes Gummi, das sich als ein Einschlag benutzen lässt, und zeigten die Indianer eine Weidenart an, wovon das Dekokt von ihnen gegen heftige Kolliken sehr wirksam gefunden worden. Mehrere Versuche haben es als ein Mittel gegen die Syphilis empfohlen.

Aber ein dem Naturaliſten noch Merkwürdigeres Produkt liefert hier eine Raupe. Sie webt ein Gespinſt, das dem chineſiſchen Gilden-Papier gleicht. Dumonds die Spanier nennen es dort Cartilo, und unter den großen Schätzen, die der Herr v. Humboldt mitbringt, findet ſich eine ſchöne Probe davon.

Nur durch den Pater Calancha war dieſe Naturſeltenheit zuvor ſchon bekannt. Er giebt dies Inſekt und ihr Produkt als ein Eigenthum des Thales Pampatau ſeyt Pampantico, nicht weit von Huanuco, an; dies iſt gerade der Ort, wo Benavez es vorfand.

Die Raupe, die Erzeugerin dieſes ſchönen Gewebes, lebt auf einer Mimoſe (Mimosa Inga der Flora Peruviana Mapt.), dort Pacae genannt. Iſt der Baum ſelbſt groß, ſo nähren gleichfalls die Anzahl dieſer Geſpinnſte. Sie bald ſie, hinreichend genährt, ihr volles Wachsthum erreicht haben, vereinigen ſie ſich an einem ſolchen Theil des Stammes ſelbſt, der ihnen zu ihrer allgemeinen Arbeit groß genug dünkt. Nun weben ſie gemeinſchaftlich in größter Regelmäßigkeit die Geſpinſte, größer oder kleiner, je nach der Anzahl der Individuen. Auch dies iſt deſto zarter, mehr oder weniger biegſam und ſanft, je nach der Güte der Blätter der Mimoſe, worauf ſie lebten.

Daneben iſt dies Gewebe von ſehr hohem Luſtre, und von ſo großer Feſtigkeit, daß man es nicht leicht zerlegen kann. Nach Beendigung dieſer allgemeinen

Hülle beider Partheyen auseinander, legen sich neben einander in eine vertikale Lage und spinnen jede ihr eingenes Gitterne Gehäus, um sich darin zur Puppe zu verwandeln. Nach einiger Zeit kommt jedes Insekt darum als Nachtvogel wieder hervor, der dann die beiden Hälften hervorsucht und sich Freundschaft.

Wir haben in Europa mehrere Gattungen von Nachtvögeln, z. B. die Processions-Raupe (Phalaena Processionea L.), die Spinnelkleidmotte und Obstmotte (Tinea Evonymella und Tin. Padella L.) u. a. welche gleichfalls ein gemeinschaftliches Nest zur Verwandlung weben; allein ich kann nach eigener Ansicht bezeugen, wie unbedeutend und schlecht diese Gebäude erscheinen, gegen den wirklich seidenen, festen, glänzenden, großen Teppig dieses neuen amerikanischen Seidenwebers.

Ein vollständiges Nest 4to liegt für das Königl. Kabinet von Madrid in den Händen des Naturalisten Pineda; ein Stück natürliches Seidenpapier anderthalb Ellen groß, von der diesen Gespinsten eigenen elliptischen Form.

Herr P. Estancha besitzt ein noch etwas größeres, worauf ein dortiger Geistlicher eine Zuschrift geschrieben hatte.

Doch die nützlichen Produkte dieses vom Benares gleichsam wieder gefundenen neuen Erde, sind kaum zu berechnen! Der Indigo, das Zuckerrohr, die Cochenille,

[illegible] Man noch eines einzigen denkwürdigen Gewächses, [illegible] wegen seiner Wichtigkeit, etwas genauer [illegible] dieß ist die [illegible]

Diese den Hanfstengel [illegible] so nahe wächst gewundene Pflanze gehört in die Ordnung der Hexandrien. Ihr Gattungscharakter ist: Erythroxylon. Corolla 5-petala. Drupa 1-sperma. Trigyna. Sie wächst mit vielen Zweigen zu einer ansehnlichen Größe von [illegible] Fuß. Sie schlingt sich gleich dem Epheu an andern Pflanzen (Lianen). Die Zweige stehen wechselsweise, die weder Blätter sind 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit, ungestielt, glatt und weich, sie sitzen auf kurzen Stielen. Die Blumen sind nur klein, aber zahlreich. Sie treiben aus den kleinen höckerigten Auswüchsen hervor, die sich [illegible] Zweigen finden. Die darauf folgende Frucht oder Beere ist anfangs roth, nachmals wird sie schwarz. Sie wächst traubenweise. Man trocknet sie und bedient sich ihrer wie des Cacao. Wohnen in Mexico [illegible] kleine Münze. Allein das wichtigste der Pflanze sind die Blätter, sie sind für Peru ein wahrer Schatz. Sie werden getrocknet und in kleine Pastillen gepreßt, um gleich dem Betel in Ostindien gekauet zu werden. Zu diesem Endzwecke werden sie gleichfalls mit Kalk von Muschelschalen, oder auch mit der Asche der Quinoa, Cenizo ꝛc. eine Pflanze aus dem Geschlecht der Gän-

Cuzco, Cinquina Quina oder Quinoa, deren frische Blätter wie Spinat gegessen werden, und wovaus man gleichfalls ein angenehmes Bier brauet (Dombey).

Der Verbrauch der Coca ist erstaunlich groß. Alle indische Arbeitsleute, sowohl in den Minen als auf dem Felde, kauen sie fortdauernd; sie fühlen sich dadurch sehr gestärkt. Sehr viele Spanier haben daher durch ihren Anbau ein großes Vermögen erworben; die Einkünfte des Bischofs und der Domherren der Cathedral-Kirche von Cuzco gründen sich fast gänzlich darauf. Man rechnet den ganzen Gewinn aus diesem Kraute jährlich auf zmalhunderttausend Piaster.

Bisher kam die meiste und beste Coca aus der Intendantschaft Cuzco und den südlichern Provinzen von Peru; indeß sahen wir sie eben, daß sie auch höher gegen Norden in Vollkommenheit gedeihet.

Bei so vielartigen Vortheilen, welche die belebte Natur seines neuen Gouvernements dem Benares dargebot, hatte er das Mineralreich ganz übersehen. Allein die Missionarien bezeugen, daß der Einsiand hier reiche Goldwäschereyen (Lavaderos) darbietet.

Die hier angeführten, lediglich in den neuesten Zeiten nutzbar gewordenen Erdstriche von Peru, sind in der That nur der Zahl und Größe nach gering, gegen diejenigen, welche noch zu bereisen und zu benutzen übrig bleiben. Es stehen ja noch fast alle große Länder in Osten und in Südosten und von Quito aus gegen Norden

ästen nützbar zu machen und zu bebauen wissen. Auch was für Schätze bietet dort nur allein die Fauna dar! Wir glaubten durch die Jussieu, Dombey, Haenke, Nees und Lagunas den wichtigsten Theil der dortigen Pflanzen zu kennen.

Jetzt kennen v. Humboldt und Bonpland zudem; sie haben 6200 Pflanzen-Arten mitgebracht, und hievon sind über 2000 neue bisher unbekannte Arten.

Dennoch hatten diese eifrigen Naturalisten nur einen geringen Theil von Perus großem Gebiete durchwandert; v. Humboldt sagt hierüber selbst: „vom Aequinoctial-Strome bis zu dem Gebirge der Chiquitos hin (also vom Aequator bis etwa zum 18ten Br. Grade) „ist uns die Vegetation noch völlig unbekannt."

Was läßt sich auch nicht von Gegenden erwarten, in deren Nachbarschaft man Waldungen sieht von der Bignonia, Heliconia, Heliocarpus, Myroxylon, Amyris elemifera Jacquinia, Pisonia, baumartiger Passionsblumen und die, die Gebirge zierenden majestätischen Wachs-Palmen (Ceroxylon andicola) welche selbst bis zu der erstaunlichen Höhe von 180 Fuß ihr Haupt erheben.

Noch wichtiger wird aber dereinst Perus Handel erscheinen, wenn endlich die leicht zu bewerkstelligenden Verbindungen der großen Gewässer unter sich, und mit dem Ocean statt finden. Und zu diesem vorigen Re-

nützen Helfen Gerichts verschiedene verständige Patrioten dieses Landes die Hände geboten.

Bis jetzt ist indeß der Handel dieses gelobten Landes noch sehr eingeschränkt. Die von Seiten der Regierung beengte Freiheit des Handels, die geringe Unterstützung, welche sie den Gewerken bei den Minen angedeihen läßt, die Unkunde der Bergbeamten und ihre Hartnäckigkeit für alte Vorurtheile, erschweren das Aufblühen der Bergwerke, während daß durch die harten Arbeiten des Bergmanns, durch den unmäßigen Gebrauch spirituöser Getränke und durch die fortwährenden Metas, die, unsern Frohndiensten ähnlich, daneben den Mann von der Frau trennen, die Population auf vielfache Art gehemmt, und zugleich der Fortgang des Ackerbaues und jeder Urbarmachung zurückgehalten wird.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse, und ungeachtet Peru seit dreihundert Jahren fast keine Verbesserung und keinen Zuwachs erhalten hat, rechnen doch Sachkundige, daß die Handelsbilanz zu Gunsten des Vicekönigreichs von Lima bis zum Abschluß von 1789 jährlich im Durchschnitt über 725000 Piaster beträgt (Mercur. Peruv.)

Seit diesem Jahre sind aber, wie wir vorhin sahen, mehrere Schritte zum Aufhelfen der Bevölkerung und des Ackerbaues, zum Verbessern des Berg- und Hüttenwesens, zum Benutzen bisher kaum bekannter, reicher

Landstriche gewidmen. Man kann daher mit Recht annehmen, daß jener Ueberschuß seit dieser Zeit sich vermehrt hat, und in steigendem Verhältnisse für die Zukunft noch weiter wachsen werde.

Paraguay und Tukuman.

Zwei Länder von mehr als gleich großem Umfange, die vormals gänzlich mit zu dem Vicekönigreiche Peru gerechnet wurden, und, von dieser politischen neuen Eintheilung abgesehen, noch jetzt Aundst durch Charakter und Wandel und innere Verfassung damit im Verbindung stehen.

Auch sind die politischen Grenzen bis jetzt kaum richtig zu bestimmen, da ein Theil von Paraguay in seinen entlegenen Wüsten gegen Brasilien hin, mit Recht den Portugiesen anzugehören scheint.

Wir verdanken unsere, wenn gleich noch überhaupt unvollkommenen Kenntnisse von diesen weiten Landschaften fast einzig und allein den katholischen Missionaren, besonders den Jesuiten. Diese Geistlichen mag man auch noch so hart anschuldigen, stets hatten sie unverkennbar großes Verdienst um die Erdkunde und um die Civilisirung von Millionen der rohesten Völker. Ganz vorzüglich ist dies der Fall bei Paraguay. Sie waren es, die mit steter Lebensgefahr, ja mit wirklichem

Verkauf vielen der Ihrigen in dieſes wilde Land, bewohnt von den wildeſten, gegen die Europäer nicht ohne Grund argwöhniſchen Indianern verdrängen, ihnen die erſten Begriffe von Ordnung und Sittlichkeit beibringen, oftmals mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Aufruhr und Verheerung glücklich vorbeugen, und für alles dieß zuletzt durch falſche Anklagen mit Schimpf dieſe von ihnen den Wüſteneien entriſſenen Felder verlaſſen, und zum Theil mit dem Tode vertauſchen müßten.

Paraguay (ſeit 1776 zu dem Vicekönigreich la Plata gerechnet) zeigt ſo, wie Lukunum, dem Reiſenden bei ihrer erſtaunlichen Entwickelung eine außerordentliche Verſchiedenheit der Bodens.

„Zu einer Richtung unabſehliche Felder von 200 „Meilen ohne Baum, ohne Waſſer, wenn der Himmel „verſchloſſen bleibt. In einer andern ungeheure Hohe Ge„birge empor, und ungeheure Waldungen verlieren ſich „ins Unabſehliche. Nirgendwo zeigen ſich z. B. bei den „Apalachen Flächen, wo man das benachbarte Geſtein von „Gebirg ſuchte, da man hingegen in andern Theilen „auf feſtgetrettem Boden wandert und ſchroffe Steinge„bilde hervorragen ſieht. Und, wenn man von der „heißen Seite mehrere Tage in einem fortreiſet, ohne „auch eines Tropfen Waſſers anfeuchten zu können, ſo hat „man nur der andern die ſtarken Strohme, die überſchwe„ſſende Fülle edler nahrhafter Säfte zu ſagen, und die größten Maſ

„küste und Seen zu gewältigen. So würde mithin „ein Reisender Paraguay für eine grosse Ebene, der „zweyter für ein Gebirgsland, und ein dritter für „ein waldigtes, von Seen und Flüssen getränktes Land „ausgeben, und jeder erzählte dennoch getreu, was er „gesehen.“ (Dobrizhofer.)

Dies ist das Bild, welches uns ein zuverlässiger Mann entwirft, der selbst 18 ganzer Jahre in dieser wilden Weltgegend nicht blos lebte, sondern sie in den vielfachsten Richtungen durchlief, und mit Unbefangenheit die dortige Natur studirte.

Könnte nun ihm indeß nicht, da er zu den Jesuiten gehörte, so stimmt dennoch das Zeugniß eines gänzlich unpartheiischen Mannes, des Berg- und Hütten-Directors Helms, hiemit für die ganze Landesstrecke von mehreren hundert Meilen überein, die er von Buenos Ayres aus quer durch Tukuman nach Potosi und weiter nach Lima machte.

Nur hauptsächlich nach Osten gegen Brasilien hin sind diese Länder ausserordentlich bewässert. Die drei Hauptströme, die sich dort mit einander vereinigen, der Paraguay, die Parana und der Uruguay, bilden zusammen, so wie der Maranion, ein wahres Meer von süssem Wasser, das unter dem Namen des Rio de la Plata oder Silberflusses bekannt ist. Dieser Name erhielt vor etwa 250 Jahren, nach seiner Entdeckung, sehr ungerechterweise, weil dem Orinoco

Solis, der ihn 1515 entdeckte, behielt er dessen Namen. Als aber nachmals Sebastian Cabot höher in den Fluß hinaufuhr, und dort von den einheimischen Indiern einige Silberplatten erhielt, so veränderte er deshalb den alten Namen, ob es gleich den umliegenden Gegenden an edlen Metallen fehlt.

Die beiden Vorgebirge, welche die Mündung dieses mächtigen Stromes bilden, das Cap St. Antonio in Westen, und das Cap St. Maria in Osten, gegen die Portugiesischen Besitzungen hin, sind nicht weniger als dreißig und eine halbe Seemeile, also fast 25½ deutsche Meilen von einander entfernt! Ja, bei dem Pays d'Arcas im Osten mißt das ungeheure Wasserbecken quer über mehr als 40 deutsche Meilen. Und diese Weiten schmälern sich nur erst beträchtlich, landeinwärts in einem Abstande von 10 deutschen Meilen; welch ein ungeheures Becken!

Die Fahrt quer über diese Mündung, und die Einfahrt in den Strom selbst, sind wegen der großen und zum Theil veränderlichen Sandbänke, die viele Meilen hervorragen, gefährlich. Die bedeutendsten derselben sind, die englische Bank, sie beträgt mehrere Meilen, und weiter hinauf die Bank des Ortis, denn die Bank der Franzosen ist, wie Bougainville sehr richtig sagt, nur die Verlängerung des Cap St. Antonio.

Bei der Ueberfahrt über dieses süße Wasser-Meer, die oft mehrere Tage dauert, kommen besonders bei

parmischen Meere, mehrmalen ausserschichtige Schiffe zu Schaden, da das Fahrwasser durch diese Bänke und einige verborgene Klippen sehr beengt ist.

Die Ebbe und Fluth steigt beim Südwinde auf 100 Seemeilen landeinwärts; deutlich bleibt das Wasser bis auf 60 Meilen vor der Mündung süß.

Der Silberfluß hat mehrere schiffbare Flüsse, worunter besonders an der Ostseite Maldonado und Montevideo, und höher hinauf in Westen Buenos Ayres bekannt sind.

Der Hauptstrom, der Rio la Plata bildet, ist in Patagonien. Diese, die da noch von dem Paraguay sehr unterschieden ist, entspringt in den aus den sehr hohen Alpen von Chili, nach einigen Karten zwischen 18 und 19 Graden der Breite. Sie läuft von dort gegen Westen, und steigt weiterhin durch grösstentheils wenig bekannte Länder gegen Nordwesten bis gegen den 14ten Grad nördlicher Breite hinauf. Hier macht sie bei der Stadt Quacha, einen beträchtlichen Wasserfall, il Salto grande genannt.

Der Insel Buenos giebt als Augenzeuge die Länge der Stürzungen auf 12 deutsche Meilen an. Zufolge hört dann das Bett des Flusses wieder auf, bis auf 4 Meilen. Die Parana zeiget aber in der Geologie noch wichtigeres an; sie schafft nämlich unsere Inseln, [illegible] Sand, Thon, Moos, Muschel und Gesteine [illegible]

sehen. „Während der jährlichen Ueberschwemmung (die Parana tritt nämlich jährlich zweimal regelmäßig einige Monate durch aus, im December und im Junius,) „schüttet die gewaltige Wassermasse ganze Sandberge „an, worauf nun der Wind allerlei Saamen, beson„ders den von Weiden, hinträgt. Diese schlagen auf „dem weichen Sandboden bald Wurzel, und schießen, bei „dem Ueberflusse von Feuchtigkeit, schnell auf. In kur„zem sieht man die Insel mit Weiden und andern Bäu„men bewachsen, mit Rasen bekleidet und von Vögeln, „vierfüßigen Thieren und Amphibien belebt.

„Andere Inseln werden dagegen von der Gewalt „des Wassers untergraben; wir sahen einige unterge„hen, andere wie ein Schiff wanken, und im Wind „und Wellen herumtreiben, bis sie, vom Wasser zerfres„sen, sich in Stücke zertheilten und von den Wellen ver„schlungen wurden.“

Jener große Strom, der Hauptzweig der Parana, der Paraguay, von welchem die ganze Landschaft ihren Namen führt, macht selbst noch einen größern Weg, als die Parana. Der Paraguay entspringt, nicht wie man vormals behauptete, aus einem See Xarayes. Dieser See, den man sonst unter dem 19ten oder 18ten Grade der südl. Breite setzte, existirt nicht. Der Jesuit Sanchez Labrador bekräftigte 1767 als Augenzeuge, daß dieser See sein Daseyn den gewöhnlichen Ueberschwemmungen, die durch drei Flüsse oder vielmehr Arme des

Paraguay entstehen, zu verdanken hat. Hiedurch erzeugt sich nämlich in dortiger tiefliegender Gegend ein großer Sumpf. Der wahre Ursprung des Paraguays liegt weit höher in den Gebirgen, die sich von Westen nach Osten gegen den 22ten Breiten-Grad (nach Bougainville gar zwischen dem 5ten und 6ten) quer durch das Land ziehen, und an die Alpen von Brasilien antreten. Er läuft daher unter vielen Krümmungen völlig durch mehr als 14 Grade der Breite fort, gerat bei Corrientes sein Name mit dem der Parana zusammenfließt, und gehört mithin, selbst ohne jenen, Fluß zu den größten Strömen der Erde.

Der Uraguay ist dann der dritte wichtigste Fluß dieser spanischen Besitzungen. Freilich ist er verhältnißmäßig ungleich kleiner als die beiden ersteren, da er nur aus dem an das südliche Gebirge Brasiliens, tretenden Gebirge, etwa unter dem 27sten Grade, seinen Ursprung nimmt, und bereits gegen den 34sten Grad in die Parana fällt, um sodann den ungeheuren Silberfluß noch zu vergrößern.

Es wäre ermüdend, die kleinen aus Westen in den Paraguay südwärts fließe aufzuführen, die die großen Ebenen von Chaco und Charoma bewässern. Der Pilcomayo, Vermejo, Salado und Mocoloce verdienen indeß besonders genannt zu werden.

Sind die östlichen Ufer des Paraguay und Parana an Bewässerung den westlichen so außerordentlich

Beerlingen und dadurch von ihnen verschieden, so ist es [illegible] der Boden, aus Kiesel und die Pflanzen sonst.

Auf der weiten Strecke von Mendoza (einige dreißig Meilen nordwestlich von Buenos-Ayres gegen Peru hin) bis nach Tucuman, sagt Helms, auf 100 Meilen, sogar keine Staude; und eben dies, sagt er, ist der Fall gegen die Cordilleren von Chili hin; deswegen ist dies weit [illegible] Land

„Hier ist die Hitze (in Unserm Herbste, Oktober) uns „beschreiblich groß, und das viele wilde Horn- und Fe„dervieh müßte wahrscheinlich verschmachten, wenn die „Natur des Bodens nicht so fruchtbar und das Gras „so hoch wäre, daß es allen diesen Thieren einen eigne„nen Schatten gewährte, worin sie sich bis dann Un„tergang der Sonne verbergen." (Helms.)

Völlig Wasserleer sind indes diese großen Steppen nicht. Sie werden wenigstens zum Theil von den grossen Flüssen, dem Secundo, Tercero, Quarto und Quinto in den minder trocknen Jahreszeiten einiger massen angefeuchtet.

Hier ist dann der große Schauplatz, worauf ganze Heerden des amerikanischen Strauß [illegible] pedibus lividacteis, digito postico rotundato L. ihrer erstaunlichen Schnelligkeit freien Lauf lassen.

Dieser Vogel erreicht fast die Höhe eines Menschen, sein Körper wiegt etwa so viel als ein Lamm; sein kleiner runder Kopf ist mit Federn bedeckt, und die schwarze

gen Augen durch behaarte Augenbrauen. Der Schnabel hat Aehnlichkeit mit dem Entenschnabel. Flügel und Rücken sind dunkelgrau; der übrige Körper weiß; es giebt aber auch eine ganz weiße, und eine völlig schwarze Spielart. Seine ganze Stärke besteht, wie bei dem Strauß von Afrika, in den Beinen. Er verschlingt gleichfalls, wie jener, allerhand, was man ihm darbietet; allein seine Nahrung besteht in Gras, Körnern, so wie auch in Fliegen, die er sehr geschickt zu fangen versteht. Er ruft durch ein Zischen oder Pfeifen die Seinigen zusammen.

Mit ausgespreizten Flügeln, die er nie zum Fliegen brauchen kann, und bei ihm günstigen Winde läuft er mit so großer Geschwindigkeit, daß ihn selbst das schnellste Pferd selten einholt.

Er legt 40 bis 60 Eier, von der Größe eines Kindskopfes; nur des Nachts brütet er, am Tage überläßt er sie der dortigen Sonne. Der junge Strauß hat schon bei seinem Heraustreten aus dem Ei die Größe eines jungen Huhnes von zwei Monaten. Helms erlebte es, daß, da mehrere seiner Begleiter in jenen grossen Savannen einige Straußeier in den Hut genommen hatten, die jungen Thierchen nach etwa fünf Stunden ihre Schale zerbrachen, sogleich in das Gras liefen, und mit so großem Appetit fraßen, als wären sie schon längst daran gewöhnt. Der junge Strauß wird leicht zahm, läuft mit den Hühnern auf dem Hofe umher, und spielt

mit den Kindern. Duarighofer fand in den wüsten indischen Oberen von Paraguay gezähmte Strauße; sie entliefen nicht, obgleich ihnen das Feld offen stand.

Die Payaguas vom Paraguay (sie nennen den Strauß Gems.), die Einwohner von Chili hingegen (Cheuque) verfertigen aus den Straußfedern Fliegenwedel und Sonnenschirme; und sonstige dortige heidnische Indier stecken die großen Federn an die Sättel, um den Pferden beim Laufen die Fliegen zu verscheuchen. Aus dem Felle des Strauses machen sie Felleisen, Beutel, Kissen; auch verwenden sie die Haut des hintersten Theils des Leibes in Mützen und Helmen, um sich ein furchtbares Ansehen zu geben.

Das Fleisch finden sie, obgleich es zähe und fett ist, schmackhaft; den Europäischen Zungen ist es zuwider. Dagegen sind die Eier nicht unangenehm, nur erfordern auch diese ein gutes Verdauungsmittel, z. B. Wein. Ein Ei sättigt mehr als einen Mann.

Wir gehen zum Klima dieser Länder zurück. Wirklich bringt die Verschiedenheit des sich so weit erstreckenden Gebiets theilweise, verschiedene Klimate hervor.

So fand Helms die Gegenden um Saladillo, niedere wellenförmige Anhöhen, welche gänzlich mit natürlichem Salpeter wie bereift waren. Ein solcher Boden muß sehr kalt seyn, er ist daher wilder Fruchtbäume

achtzehn Meilen weiter gegen Tucuman, der Hauptstadt von Tucuman, hatte sich dagegen alles auf das Angenehmste verwandelt. „Auf grünenden Fluren „sieht man einen nie gesehenen Reichthum von Pferden, Heerden von 10000 Ochsen, so wie auch Straußen und Wildpret aller Art.

„In dieser Mittagsgegend, fährt dieser Reisende fort, „halten die Nordwinde eine Mittagslinie, welche jener in „Europa völlig entgegengesetzt ist. Da sie nämlich die „Hitze vom Aequator heraufbringen, wenn sie hieher gelangen, „so heizen sie gleichsam Feuer auf ihren Flügeln in „diese Ebenen, und Menschen und Vieh erstickende „Orkane.

„Dagegen ist der Mittags- und Abendwind wegen „der Nähe des Südpols aus den entgegengesetzten Ursache sehr kalt, indem er über die mit ewigem Eise „bedeckten Cordilleren wehet, und hiedurch den hohen „Grad der Sommerhitze mildert.“

Jene Fruchtbarkeit unweit Cordova contrastirt sehr mit andern Theilen von Tucuman. So ist die Gegend um St. Jago, am Rio dulce, äußerst dürftig. Die Wälder, und selbst das Vieh, entbehrend, die Erde unfruchtbar, und die armen Bewohner erhalten sich kümmerlich, zum Theil nur durch den Handel mit Wachs, das sie mühsam aus den wilden Bienenstöcken ausheben.

Hier fällt oft in sieben Monaten kein Regen, und alles müßte verdorren, überschwemmte nicht der Rio

dieses Land, indem er regelmäßig und seinen Ufern tritt. (Dobrizhofer.)

Eine meteorologische Bemerkung über diesen Geist, welchen verdient hier angezeigt zu werden. In den Gebirgen von Tarma fällt nur dreimal Reif; der dritte ist der strengste, und ihm folgt, einer beständigen Erfahrung zufolge, jederzeit ein Gewitter, mit Donner, Blitz und häufigem Regen, wodurch das verbrannte Gras wieder hervorschießt. Ueberhaupt sind aber in Paraguay die Gewitter außerordentlich häufig. Im Vorbeigehen verdient hier folgendes Naturphänomen angezeigt zu werden.

Wenige Meilen von Cordova, der Hauptstadt von Tucuman, an dem Fluß Pucara, hört man oftmals zu Nachts ein heftiges Getöse, wie Kanonenschüsse. Ich hätte darauf gewettet, es würde irgendwo eine Festung beschossen. Der Himmel war heiter; mir sagte mir, dieser (unterirdische) Donner werde dort sehr häufig gehört. Dobrizhofer glaubt, er rühre von unter der Erde im Felsen eingeschlossenen Dunst her.

Die höher gegen Norden gelegene große Provinz Chaco zeigt gleichfalls große Abwechslung des Klimas. Grand Chaco machte eine eigene vortreffliche Unterabtheilung von Paraguay, und also des ganzen Gouvernements von la Plata aus. Der Name entstand, so wie der von Peru, aus Unkunde. Chaco bedeutet Uebersluß, nach Andern eine große Menge Gewild aller

Arts und indem die Einwohner dadurch den ersten Spaniern ihr Land anrühmten, nahmen Letztere dies für den Namen desselben. (Jolis.)

Chaco erstreckt sich vom 20sten bis über den 30sten Grad südl. Breite. Es faßt also die Llanos de Manso mit ein; hat den großen Paraguaystrom in Osten, und wird von den Flüssen Pilcomajo, Vermejo und Rio dolce durchschnitten; im Westen stehen ihm aber als Grenzmauern die Andes von Peru. Es genießt einer trefflichen Temperatur. Die Hitze des Sommers ist nicht übermäßig; und die Kälte des Winters vermag nicht die stehenden Gewässer völlig mit Eis zu belegen. Die heftigen Orkane reinigen die Luft ohne beträchtlich zu schaden; denn eine aus Rohr oder schwachem Holze erbauete umgestürzte Cabane ist leicht wieder errichtet.

Die Vegetation ist sehr reich, und die Fruchtbarkeit des Bodens so groß, daß der Waizen 70fältig, der Maiz aber 600fältige Früchte bringt. Gurken und Kürbisse erreichen ihre Reife in 30 bis 40 Tagen.

Der Boden von Chaco zeigt einige bemerkenswürdige Eigenheiten. Jolis beschreibt einen See, der dem todten Meere von Palästina ähnlich ist. Seine Gewässer sind äußerst mephitisch; weder Thiere noch Menschen dürfen ungestraft in seiner Nähe verweilen. Ein anderer See, der Teufelssee genannt, auf einem im tiefsten Walde gelegenen Gebirge, ist wahrscheinlich der Krater eines verloschenen Vulkans, und in einem drit-

dem, gleichfalls auf einem Gebirge dasselbst häufig ist, leben Krokodille. Sie kommen wahrscheinlich aus irgend einem der benachbarten Flüsse, denn die großen Strohme sind hier reich an diesen furchtbaren Thieren.

Eben diese Abwechslung des Bodens bringt dann gleichfalls eine große Verschiedenheit der Naturprodukte hervor. Paraguay selbst ist durchaus arm an Metallen, dahingegen Tucuman mehrere und zum Theil reiche und edle Werke enthält. Helms fand unweit Cordova Bleiglanz, Malachit und Fahlerz. Für das ganze Gouvernement von la Plata zählt er 110 Bergwerke; hierunter werden 30 auf Gold, 27 auf Silber, 7 auf Kupfer, 2 auf Zinn und 7 auf Blei gebauet. Zwar sind vermöge der politischen Eintheilung hier mehrere Bergwerke mitgezählt, die zu Potosi gehören, dennoch finden sich verschiedene von Tucuman und selbst in völlig entgegengesetzter Richtung, nämlich in Osten, ein Goldbergwerk von Montevideo darin.

Wichtig für Spanien können aber jene so reichlich mit natürlichem Salpeter geschwängerten Felder werden, so wie auch das in eben diesen Gegenden in Ueberfluß vorhandene Salz, besonders da durch die Nähe des Paraguay-Stromes der Transport zum Meere, und hiedurch nach Europa so leicht fiele.

Vom Pflanzenreiche, eben so unermeßlich als unbekannt, können wir hier nur solche Gegenstände aufheben, die sich entweder durch ihre Sonderbarkeit oder

durch ihren Mangel auszeichnen. Nichts ist daher zu bedauren, als daß weder Foliz noch Dobrizhofer Botaniker waren, da besonders ersterer eine lange Anzeige von den Pflanzen in Chaco gegeben hat; woraus es indeß schwer fällt, etwas Bestimmtes heraus zu lesen.

Nach dem Chinabaum, der auch, wie Letzterer bezeugt, hier zu Hause ist, verdient besonders die Algarova zuerst einer genauen Anzeige.

Die Algarova der Spanier oder der Johannisbrodbaum (Ceratonia Siliqua Polygam. Trioec. L.) gedeihet in Paraguay zu einer außerordentlichen Vollkommenheit, und hat, besonders in Rücksicht der Frucht viele Vorzüge vor der Algarova der wärmeren Theile der alten Welt, sie ist daher auch einer der hauptsächlichsten Nahrungszweige der Nationen von Paraguay. (Dobrizh.)

Es giebt aber dort wohl 4 Gattungen, vielleicht nur Varietäten dieses nützlichen Baums. Zwei derselben verdienen besonders bemerkt zu werden; nämlich die weiße und die schwarze Algarova. Die erste nennen die Apisoner Oack; die letzte hingegen Noack.

Die Gestalt der Blätter, Blumen und Früchte sieht sich bei allen ziemlich gleich. Die Blätter bestehen gemeiniglich aus zwei Paar großen glatten ovalen Lappen, welche mit einem kurzen Stiele an dem gemeinschaftlichen obern Hauptstiele festsitzen.

Die Blumen wachsen in langen, ährlichen, traubenförmigen Büschen und haben eine röthliche oder Purpurfarbe; die der weißen Algarova sind indeß gelblich. Einige Bäume tragen lauter Zwitterblumen, andere nur männliche, endlich wiederum andere nur alleine weibliche Blüthen.

Der Baum ist ansehnlich und stark. Der der weissen Algarova erreicht in Paraguay (hier, wie in Chaco, am Rio Vermejo, selbst nahe bei St. Jacob, ganze Wälder davon) eine solche Größe und Stärke, daß er das trefflichste Holz zum Schiffbau liefert.

Aus diesem geschmeidigen und dabei sehr festem Holze von violetter Farbe, werden fast alle Kiele und Seitenwände der Schiffe gezimmert, die den Paraguay und die Parana befahren.

Die Frucht, oder vielmehr die Schoten, welche in Abtheilungen die braunen Kerne, den Saamen enthalten, sind eine Spanne lang, einen Zoll breit, und haben ein weißliches, mit einer zarten Haut bedecktes, sehr schmackhaftes Fleisch. Man genießt sie entweder roh, wie sie vom Baume fällt, oder in einem Mörser zerstoßen. Die Eingebornen von Paraguay hingegen bereiten daraus einen gegohrnen Trank oder Chica, der in Uebermaaß genossen, ganz berauscht. Hiezu werden die Schoten von den Weibern in einer Ochsenhaut gesammelt, und Wasser darauf geschüttet; durch eigene Gährung entsteht daraus schon nach 12 Stunden ein

angenehmes kräftiges und gesundes Getränk; es heißt dort Laaaa. Verursacht dessen unmäßiger Gebrauch oft Schlägerei und Mord, so ist dagegen dieser Trank gehörig benutzt eine der herrlichsten Gaben der weisen Natur. Er ersetzt schnell die verlohrnen Kräfte; er heilt die Beschwerden der Brust, und man erstaunt, wie geschwind die schwächsten, elendesten Körper sich dadurch wieder erholen.

Selbst die Pferde und das Rindvieh gedeihet trefflich vom Johannisbrodte. Daher steht denn diese Frucht dort in der höchsten Achtung. „Wann nur erst die „Algarova reift, sagen die Apfelvölker, dann werde ich „schon wieder zunehmen.“ Auch zählen sie ihre Jahre nach dem Blühen des Baums. Statt zu fragen, wie alt man sey, sagen sie, „wie oft hat dir die „Algarova geblühet?“

Die schwarze Algarova, die Rock, trägt eine kleinere, braunere Schote mit röthlichen Kernen. Sie ist der vorhergehenden völlig ähnlich, nur viel süßer; zu aber, roh genossen, so etwas Aetzendes, oder vielmehr Zusammenziehendes, daß sie dadurch gleichsam die Zunge lähmt. Als Dobrizhofer einstens auf der Reise seinen Hunger damit stillte, ward er, zum Gelächter seiner Gesellschaft, auf einige Stunden völlig seiner Sprache beraubt. Man stößt die Schalen der schwarzen Algarova in einem hölzernen Mörser, läßt den Mehl durch ein Sieb, und knetet ihn mit den Händen zusammen;

die dadurch gebildeten Brodte werden sehr hart; sie heißen Patay; und dienen sowohl zur Speise als zur Arznei. Neben ihrer nährenden Eigenschaft sind sie sehr wirksam bei Brustbeschwerden, ferner gegen den Stein und dahin einschlagende Uebel. Die daraus gezogene Essenz ist indeß hiezu noch kräftiger.

Eine dritte Art der Algarova, welche von Andern für eine Akazie genommen wird, zeigt noch andere Eigenschaften. Zwar kommen die Blätter denen der vorhergehenden Art gleich, allein die Blumen sind zusammen gehäuft, klein, von Farbe wie Safran und duften aromatisch. Die Schoten sind scharf und harzig, daher nicht genießbar. Dagegen benutzt man sie durch Zusatz von Alaun, zum Schwarzfärben der dortigen Matten. Auch trieft daraus ein Gummi, das dem arabischen gleichkommt.

Endlich liefert eine vierte Sorte der Algarova, auf ihren unschmackhaften Schoten, einen Trank, der als ein treflich schweißtreibendes Mittel, bezeichnende Krankheiten hebt.

Der wichtigste, oder wenigstens der einträglichste Baum von Paraguay ist indeß wohl derjenige, der den berühmten Thee von Paraguay, den Caamiri-Thee liefert.

Eine genauere Nachricht von diesem höchst einträglichen Produkte verdanken wir gleichfalls dem P. Dobrizhofer, wenn er auch gleich nicht im Stande war

Gegenden von Taruma innerhalb des 24sten Grades südl. zwischen dem Paraguay und der Parana.

Im Vorbeygehen verdient hier ein sehr merkwürdiges Produkt angeführt zu werden, dessen Entstehung der Quabyra-miri veranlaßt. Dies ist das Ameisen-Wachs. Die Ameisen setzen auf den Zweigen dieses Baums ein Wachs an, das weißer ist als Schnee, aber nur aus kleinen Körnern besteht; es wird von den Weibern besonders eingesammelt. Es verbreitet einen balsamischen, angenehmen Wohlgeruch, schade, daß es keine hinreichende Härte oder Consistenz annimmt; Dobrizhofer war genöthiget, jederzeit etwas Bienenwachs hinzu zu setzen, um daraus Wachslichter gen zu gießen. Es ist übrigens wegen seiner Farbe und seines Wohlgeruchs so vorzüglich, daß man daraus einen bedeutenden Handelsartikel des Luxus erziehen könnte.

Wenn die zerstoßenen Blätter des Quabyra-miri-Baums dem Caamiri-Thee hinzugesetzt werden, so vermehren sie nicht nur seinen Wohlgeruch; sondern ihre gummösen Theile geben ihm gleichfalls eine bessere Consistenz. Die Kaufleute pflegen die Güte des Caamiri-Thees dadurch zu erproben, daß sie das Pulver auf die Hand legen und darauf blasen. Fliegt zu viel davon, so halten sie dies für einen Beweis einer zu starken Austrocknung, der Gummi des Quabyra-miri verhindert dies.

Der Thee selbst wird wie der chinesische benutzt, nämlich man giesst heisses Wasser darauf; dauert aber die Infusion zu lange, so wird er äusserst adstringirend, hat die schädlichsten Folgen, und verwandelt das Wasser in Dinte. Ein mässiger Gebrauch stärkt den Appetit, und treibt einen gelinden Schweiss.

Man trinkt den Aufguss gewöhnlich aus Gefässen von Horn oder gar aus Kürbisschalen. Diese Gefässe, man nennt sie Mate, haben dem Thee selbst diesen Namen gegeben. Die Reichen lassen die Gefässe mit Silber beschlagen, und saugen den Thee durch ein silbernes Rohr, trinken ihn auch aus andern Theegeschirren, versetzen ihn aber wegen seiner Bitterkeit mit Zucker.

Der Thee wird nach dem Einsammlen und Dörren in grosse, viereckte Schläuche oder Säcke von Ochsenleder gethan; diese Schläuche heissen Zurrones oder auch Tercios; jeder Sack hält 7 Arrobas (zu 25 Pfund) und jedem Maulthiere werden 2 Säcke zu tragen aufgelegt. Das Thier kennt seine Last so genau, dass es sich selbst bei einem Zusatze von wenigen Pfunden auf die Erde wirft, und sich gegen seine Treiber sträubt.

Der Verbrauch des Thees ist erstaunlich gross. Ganz Peru, Chili und Paraguay geniesst diesen Nektar der Neuen Welt. Viele tausend Menschen sammlen und bereiten ihn und viele tausend Maulthiere vertheilen ihn fast durch ganz Süd-Amerika. Allein bei den schlechten Wegen, bei dem mühsamen Einsammlen gehen viele

Maulthiere verlohren, und viele Menschen müssen erfahrt werden. Daher gewinnen hauptsächlich nur die Kaufleute, weniger hingegen aber diejenigen, welche den Thee sammlen lassen.

Nur allein nach Peru führet man jährlich 100,000 Arroben, jede zu 7 Laubthalern; also fast für eine Million Thaler. Dennoch hat die feinste beste Sorte keinen bestimmten Preis. Die ganze Consumtion muß daher einen ungleich größern Werth haben, und man begreift, daß, wenn die Jesuiten ehemals die Regierung von Paraguay ausschließlich besaßen, wie sie durch den Alleinhandel mit diesem Kraute alle die großen Ausgaben der Ernährung vieler tausend Indianer, so wie den großen Aufwand auf die Kirchen und auf die Missions-Anstalten zu verwenden im Stande gewesen sind.

Der Paraguay-Thee ist in Europa besonders deshalb nicht einzuführen, weil er in kurzem seinen Geruch, seine Annehmlichkeit und seine Wirkung verlieren soll.

Die Jesuiten hatten es aber nicht bei den wildwachsenden Caa-Bäumen bewenden lassen; sie hatten mit großer Mühe bedeutende Pflanzungen davon angelegt. Dies erfordert, daß die Kerne, oder der Saamen genau zuvor abgewaschen, jede junge Pflanze wie eine Kohlpflanze versetzt werde, und zwar in großen, abgemessenen Distanzen; sie muß sodann eine eigene Vertiefung um sich haben, um das Regenwasser aufzufangen, so jedes junges Pflänzchen braucht sogar eines eige-

nen kleinen Strohschirmes gegen den Reif und die heftigen Südwinde. Auf die Weise gepflegt, belohnt dann der Baum, nach drei bis vier Jahren, seine Wärter reichlich.

Von der großen Menge schätzbarer, vegetabilischer Produkte, z. B. der Sassaparill, der Jalappe, des Sassafras, der China, des Drachenbluts, der Tamarinde, des Cacao und der Vanille; von den trefflichen Cedern und anderen Nadelhölzern, so wie von mehreren Palmarten schweigen wir, und heben nur noch solche aus, die da weniger bekannt sind; schade, daß wir sie nur durch minder sachkundige Reisende haben kennen gelernt.

Die große, treffliche Frucht Quembe ist selbst in Paraguay zu wenig bekannt. Sie wächst an einer Liane, die sich, dem Epheu gleich, an den Bäumen in die Höhe schlingt. Aus diesem festen, zähen Strauch (er trägt selbst die dortigen Honigsucher, wenn sie sich, um zum Honig zu gelangen, daran hängen oder darauf setzen,) verfertigen die Quaraniser Stricke, die Spanier aber sogar Schiffstaue. Aber das Vorzüglichste ist die Frucht. Sie hat fast die Form einer Melone von mehr als 6 Zoll Länge; zuweilen wiegt sie gegen 9 Pfund. Die äußere Haut ist gelblich, warzig und mit schwarzen Punkten bestreut. Ihr Fleisch ist saftig, ungemein süß, und sitzt um einen holzigen Strunk, wie etwa der Maiz. Sie enthält aber eine Menge klei-

ner unmerklicher Stacheln, die man erst beim Essen unangenehm gewahr wird. Man darf sie daher nicht lange kauen. „Allein es ist augenblick, wie angenehm „und gesund die Quembe ist, und wie sehr sie einen „durch langes Gehen ermüdeten, vom Schweiße triefenden Menschen erquickt.“ (Dobrizh.)

Der Copaiva-Balsam wird aus einem großen Baume (Copaifera officinalis Decandr. Monogyn. L.) von schönem röthem festen Holze gewonnen. Die großen Blätter sind oval, und stehen an dicken, Zoll langen Stielen. Die Blume hat keinen Kelch und fünf Blumchen. Die Frucht ist von außen braun, sie besteht in einer länglichten Schote, worin sich ein einziger, den Bohnen nachgebender, Kern befindet. Schmackhaft ist er nicht sehr, doch genießen ihn die Indianer, noch gieriger aber die Affen.

Den Balsam oder das Oel erhält man durch tiefes Einschneiden eines Baums von besten Jahren, im dortigen Frühlinge. Dobrizhofer behauptet, dies müsse im Vollmonde geschehen. Um das Ausfließen des Oels desto mehr zu befördern, zünden die Quaranier um den Baum getrocknetes Gesträuch an. In drei Stunden erhält man gegen 12 Pfund. Dieser helle, weiße Balsam dient nicht nur als ein treffliches Heilmittel für Wunden, besonders bei solchen, die von Schlangen gebissen worden; man gebraucht ihn gleichfalls, jedoch nur tropfenweise, innerlich gegen die Ruhr und andere

Beschwerden, die von Schwäche herrühren. Ebenfalls dient er den Mahlern zu einigen Firnißarten.

Zwei andere Bäume, die vielleicht dereinst für den Handel wichtig werden können, sind der Angiay, auch Pirapaye genannt, und der Asaktimbaby. Der erste ist ein sehr hoher, starker Baum, dessen hartes, röthliches und wohlriechendes Holz zur Verarbeitung trefflich ist; daneben giebt er einen herrlichen Balsam. Wenn von ihm der wahre Peruanische Balsam herrührt, dann wäre dies das Myroxylon Peruiferum L.

Aus dem zweiten Baume trieft gleichfalls ein sehr schönes, goldgelbes Harz; es ist so rein und durchsichtig als Crystall. Die Indianer setzen ausgearbeitete hohle Formen an den Baum, und lassen das herabtriefende Harz in diese hineinfließen. Es erhärtet an der Luft, und so erhalten sie schöne, bernsteingleiche Zierrathen, z. B. Ohrgehänge, Kreuze, Halsschmuck u. dgl. Man sollte darauf schwören, sagt der Missionar, sie wären von Crystall. Sie widerstehen auch aller Feuchtigkeit, nur sind sie sehr zerbrechlich.

Der Baum Molle giebt ein schönes Holz zu Tischlerarbeit; schade, daß es leicht fault. Seine Blätter dienen zum Ledergerben, der Stamm liefert einen sehr wohlriechenden Weihrauch, und die Frucht schmeckt lieblicher als die Algarova, nur stopft der daraus gekochte, und zum Getränk mit Wasser vermischte Syrop anhaltend.

Hörnern gewerfen, während das ein Andrer, dem andern Riemen um die Hinterfüße wirft, ihm sodann auf den Rücken springt, und durch einen gut geführten Stich in den Hals tödtet.

Eine Ochsenhaut von drei Ellen und von gutem Leder, wie es die dortige Polizei festgesetzt hat, galt noch (1769) 6 Gulden; der ganze Ochse hingegen nur 4. Das Zubereiten des Felles, das da seine Haare nicht verlieren darf, macht hiefür sonderbaren Unterschied.

Bei den allgemeinen Schlachten des Hornviehs wird kaum auf das Fleisch geachtet. Das Fett, die Zunge sind, außer der Haut, worauf es besonders angesehen ist, oftmals nur die einzigen Theile, welche man aufbewahrt, besonders da das Schmalz fast gänzlich den Mangel an Butter, der aus Nachlässigkeit herrscht, ersetzen muß.

Die Carcasse überläßt man bei großen Jagden auf Hornvieh, gewöhnlich den wilden Hunden, Tigern, Geiern und Raben. Durch diese übertriebenen Metzeleien hat sich denn das Hornvieh allerdings vermindert.

Vormals nahm ein Schiff eine Ladung von 80 bis 100tausend Ochsenfellen mit. Dies setzt eine weit größere Anzahl erlegter Thiere voraus, da nämlich nur die starken Ochsenfelle zum Handel brauchbar waren. Anjetzt machen 30000 schon eine beträchtliche Ladung, und die gesammte Summe der ausgeführten Häute beträgt jetzt wohl schwerlich 1 Million.

Das Rindfleisch ist demnach zugleich die Hauptnahrung der dortigen Armen, der Neger, der Quaranier, und anderer Indianer, so wie der Arbeitsleute und Dienstboten auf den großen Meiereien.

Auch giebt es einzelne Meiereien, die auf 100,000 Stück Vieh zählen. Der Flecken Payssan am Uruguay besaß allein 300,000, und die Mission St. Michael noch mehr.

Um sich aber einen richtigen Begriff von der ganzen Rindvieh-Population dieser Länder zu machen, so denke man hiezu nun die große Menge, welche die Indianer heimlich schlachten; ferner die, welche von feindlichen Indiern erlegt werden, endlich diejenigen, welche die wilden Hunde und andere reißende Thiere tödten.

Der Verbrauch ist dagegen gleichfalls erstaunlich. So z. B. erforderten die 7000 Quaranier, welche St. Michael bewohnten, zu ihrem Unterhalte täglich 40 Ochsen; und außer den angeführten 30000 Häuten als Schiffsladung, verbrauchten dort die Spanier viele Tausende zu Sätteln, Stricken, Schlingen, Zäumen, zum Einpacken des Paraguay-Thees, der ungeheuren Menge des dort erzielten Tabacks, und jeder Neger, so wie jeder der geringsten Volksklasse bedient sich einer Ochsenhaut statt des Bettes.

Der Reichthum an Pferden steht hier dem an Hornvieh nicht viel nach. Es scheint aber, wenn dem

die Pferde von diesen Ländern für schlecht, kleine und kraftlos ausgiebt.

Die jetzt ungeheure Pferdezucht von Paraguay stammt von den ersten 7 Pferden ab, die die Spanier herüberführten. Aus diesen spanischen Pferden ist denn eine Race von Pferden entstanden, die freilich nicht völlig ihren spanischen Ahnherren gleichkommen, dennoch aber bei weitem nicht so schlecht sind, als H. v. Paw und selbst Robertson behaupten. Sie sind guten europäischen Pferden völlig gleich, nur daß sie weder die Größe noch die Stärke der größten Holsteiner oder Steiermärker Kutschpferde erreichen. Dennoch muß Dobrizhofer selbst gestehen, daß sie früher ermüden als die unsrigen, weniger dauerhaft und nicht so stark sind. Selbst auf einer kurzen Reise muß ein Reuter mehrere Pferde mit sich nehmen; dasjenige, dessen er sich des Vormittags bedient hat, muß den Nachmittag ungeritten bleiben.

Indeß sey man auch billig. Das europäische Pferd wird gepflegt, und mit Heu, Hafer und anderem Getraide gut genährt. Das Paraguaysche hingegen muß kümmerlich sein Futter in jenen großen Steppen selbst suchen, muß hiezu viel umherstreifen; es ist der Nässe, Hitze und nächtlichen Kälte bloß gestellt. Auch erhalten die dortigen Pferde, sobald man sie gehörig wartet und füttert, eine weit ansehnlichere Leibesgröße, Stärke und Dauerhaftigkeit. Indeß findet doch auch ein Un-

Verschied unter den Pferden Statt. Die von der Mission von St. Jakob de Storea sind den übrigen vorzuziehen, und sie verdanken dies besonders der nahrhaften Fütterung mit der Algarova, oder dem Johannisbrodte. Auch findet sich eine große Verschiedenheit der Farben unter ihnen. Die Falben und die Schimmel standen besonders wegen ihrer Gelehrigkeit vormals in Ansehen.

Die Anzahl der dortigen wilden Pferde übersteigt unsere Begriffe.

„Die ganze weite Ebene von Rio de la Plata, auf „200 Meilen weit ringsumher, ist ganz mit wilden, umherirrenden Pferden bedeckt. Hievon kann jeder so viel „nehmen, als er will. In wenigen Tagen bringen ei„nige Reuter viel tausend Pferde nach Hause. Mit Erstaunen sah ich einmal, wie sechs Spanier, die sich mit „der Pferdejagd abgaben, auf einmal 2000 Pferde bei „Corrova zum Verkaufe trieben. Man bezahlte sie mit „einigen Ellen baumwollen Zeug; diese rollten sie wie „einen Mantel zusammen, und banden sie hinter sich an „den Sattel fest. So kehrten die Pferdehändler, die „kurz zuvor mit großem Geräusch und unter einer Wolke „von Staub daher kamen, still und ruhig wieder nach „Hause.“ (Dobrizhofer.)

Die Pferdejagd wird auf mehrere Arten betrieben. Man fängt sie entweder einzeln, mit Schlingen; oder auch in großen Massen, indem man [illegible]

mig umzäunt, und sie, wie die Fische in den großen Fischreiche, dahinein treibt. Nach diesen Thatsachen ist es begreiflich, wie einzelne Meyereyen 50000 Pferde besitzen, und wie der Preis des einzelnen, unberittenen Pferdes unglaublich gering ist. Vormals (1697) kaufte der P. Sepp für 1 Thaler Werth 20, für ein Hufeisen 6, für eine Pfeife 3 Pferde, und für 2 Nähnadeln ein schönes Pferd. Selbst in unsern Zeiten bezahlt man ein bereits zugerittenes Pferd nur mit 2 Thaler.

Die Anwendung oder der Gebrauch der Pferde ist hier denn auch sehr mannichfaltig.

Jede Klasse der Einwohner bedient sich ihrer nicht blos zu Reisen, Spazierreiten und Kirchgängen, sondern zum Holz- und Wasserholen; die Pferde müssen ferner das Korn austreten (dreschen) und in den Mühlen rossen. Viele indische Nationen leben fast beständig auf den Pferden *), nähren sich auch von ihrem Fleische; und die Spanier schlachten jährlich eine Menge Stuten, nur allein um das Fett zum Gerben der Hirschhäute zu benutzen. Ueberdies werden eine große Zahl Pferde von den Tigern und den wilden Hunden zerrissen, und viele Füllen gehen bei den Jagden verlohren.

Auch an Maulthieren sind Paraguay und Tucuman erstaunlich reich. Man zieht sie, ungeachtet ihrer Falschheit, und daher rührenden Unsicherheit, den Pferden

*) Man sehe meine Reisen in Indien.

häufig vor; theils weil sie auf schroffen Wegen besser fortkommen, theils weil sie überhaupt mit sehr großer Vorsicht auftreten. Nur ist ihre Furcht vor dem Tieger im Stande, das beste Maulthier außer sich und den Reuter in Todesgefahr zu setzen. Durch das panische Schrecken, welches ihnen die Witterung, selbst eines todten Tigers, einflößte, wurden auf einmal viel tausend Maulthiere ihren Treibern bei Cordova flüchtig, und ungeachtet vieler angewandten Mühe und der größten Schnelligkeit der ihnen nachsetzenden Reuter, giengen 2000 davon verlohren. Wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaft zum Tragen sowohl des Paraguay-Thees, als der Mineralien in den Gebirgen, treiben diese Länder einen so bedeutenden Handel mit Maulthieren, daß Peru allein jährlich 80000 davon eintauscht. Daher halten dann einige Meiereien große Heerden von Eseln, auch findet man sehr viele wilde Esel. Zum Reiten bedient man sich ihrer aber nie; selbst ein Neger hielte es sich zum Schimpfe, einen Esel zu besteigen. Viele Esel schlachtet man, um das Fell zum Gerben zu benutzen.

Endlich hat auch das Land einen Ueberfluß an Wollevieh. Die hiesigen Schafe stammen gleichfalls, so wie alle Hausthiere, aus Spanien, und ihre Wolle ist, wenn gleich von der spanischen ausgeartet, dennoch nicht schlecht. Einzelne Quaranische Kolonien zählen auf 30000 Schafe, und große Meiereien von 10 bis 12tausend.

Der Verbrauch des Fleisches ist aber bei der Gastfreundlichkeit der Indianer sehr groß, und die Wolle dient fast lediglich zu ihren Kleidungen.

Auch unsere Hunde sind in Paraguay wild geworden. Sie haben sich in den weitläuftigen Ebenen durch die Leichtigkeit, von Ochsen- und wildem Eselfleisch zu leben, so erstaunlich vermehrt, daß sie den Rindviehhandel stark beeinträchtigen. Sie erlegen nämlich in Gesellschaften vereint, jeden großen Stier und jedes wilde Pferd; ja sie greifen sogar, wenn der Hunger sie treibt, einen Menschen zu Pferde an. Man sahe sich deshalb einmal genöthiget, Soldaten gegen die Uebermacht dieser bösen, kühnen Thiere zu schicken; allein da diese nach der Rückkehr von ihrer Expedition Hundeschläger geschimpft wurden, so konnte der Souverain nachmals das Militair nie weiter hiezu bewegen. Daher nehmen sie noch weiter Ueberhand, denn die Einwohner, so sehr sie auch ihre Schädlichkeit fühlen, wollen sich nicht entehren, etwas Bedeutendes gegen sie zu unternehmen.

Die eingebornen wilden Thiere sind hier im Ganzen nicht verschieden von denen, welche wir bereits bei den Ländern am Maranon und ihm zugesellten Flüssen erwähnt haben. Der Tieger (Yaguate) ist auch hier das gefährlichste, und der Tapir oder Anta das größte wilde Thier. Die sumpfigen Wälder Mbaevera, woselbst der Baum Caa, der Theebaum, so häufig

wächse, sind ein Hauptsitz des Tapirs, und die Indier machen auch deshalb Jagd darauf, weil sich in dem Magen dieses Thiers ein, unserm Bezoarstein ähnliches Concret erzeugt, das von den Einwohnern für ein wichtiges Arzneimittel, besonders bei Entzündungen oder ähnlichen Krankheiten, angesehen wird.

Unter den großen Thieren nennen die Missionärs auch den Hirsch (vielleicht cerv. mexicanus L. der Way von Guiana.) Er soll dem europäischen nichts nachgeben, und sie unterscheiden ihn genau vom dortigen Reh. Letzteres ist auch hier einer seltenen Zähmung fähig. Ein von einem Geistlichen auferzogenes Reh gab hievon ein seltenes Beispiel. Durch Kuhmilch groß geworden und an diese Thiere gewöhnt, folgte es stets den Kühen auf die Weide; allein es kehrte nur nach Willkühr von dort zurück, oft nur tief in der Nacht; und dann klopfte das treue Thier mit seinen Pfoten an die verschlossene Thür seines Herrn, um eingelassen zu werden.

Aller Orten begleitete es diesen, er mochte ausreiten oder ausgehen; selbst durch eine Schaar von Hunden, die es anzugreifen drohten, suchte es sich durchzuschlagen; freilich trug dazu das Halsband von Glocken sehr viel bei; denn dieses Geläute war den Hunden fremd und daher furchtbar.

Merkwürdig war aber besonders seine Nahrung. Unter den vielartigen Dingen, denn es fraß nicht nur

Wurzeln, Kräuter und Brodt, sondern sogar Fleisch schien ihm nichts köstlicher als Papier.

„Meine Hefte über die Philosophie, sagt Dobrizhofer, die uns der Lehrer diktirt hatte, fraß es fast ganz auf: Musikalien mausete es mir von meinem Tische, und verzehrete sie."

Auch war nur Papier allein die Lockspeise, der es nicht widerstehen konnte, als es einst die Freiheit gesucht hatte. Schon hatte es sich in die Wälder verlaufen, wo die Indianer es zu Zeiten erblickten. Der Missionar suchte es endlich selbst auf, und nur dadurch, daß er ihm ein Blatt Papier hinzeigte, näherte es sich ihm, wiewohl mit Zittern. Ein Blatt nach dem andern fraß es aus seiner Hand, und ließ sich hiedurch von neuem aus der Freiheit in die Sklaverei locken. Es blieb auch seinem Herrn getreu, bis daß ein starkes Maulthier, mit dem es sich auf eine höchst sonderbare Weise in einen Kampf einließ (es trat hiebei auf die Hinterbeine und schlug mit den Vorderbeinen auf das Maulthier los), es durch einen einzigen Schlag tödtete.

Auch bei uns ist das Reh einer ziemlichen Zähmung fähig, indeß scheint den amerikanischen doch mehr zuzutrauen, als den unsrigen, die, wie Büffon bemerkt, leicht launig und selbst bösartig werden. Dobrizhofer führt nämlich noch ein Beispiel an, da eine zahme Rehkuh sich zwar zur Brunstzeit in den Wald verlief, allein

nachdem sie gesetzt hatte, kehrte sie mit ihren Jungen wieder zur Wohnung ihres Herrn zurück.

Die Natur und Lage der hier beschriebenen Länder setzt schon die große Anzahl amerikanischer Affen; ferner die Capiin, die Stinkthiere, Ameisenfresser und Armadille voraus. Von letztern verdient es noch angemerkt zu werden, daß sie Fleisch fressen. Sie sollen sich, des Mangels der Vorder- und Hundszähne ungeachtet, hauptsächlich von den Leichnamen der todten Pferde dort nähren, und ihr Fleisch deshalb verabscheuet werden.

Eine unbekannte Merkwürdigkeit ist wohl der dortige Maulwurf Pripara. Er macht ein so starkes, schaudererregendes Getöse unter der Erde, daß man glaubt, man höre Pauken.

Was für ein Reichthum zeigt sich hier für die Ornithologie, für die Ichthyologie, für die Lehre der Amphibien und Insekten? Sehr viele der dahin gehörigen Thierarten sind aber den benachbarten Ländern gemein, und viele andere sind durchaus unbekannt oder wenigstens unbeschrieben.

Dieser große Erdstrich gewährt zugleich einen neuen Beweis des allgemeinen Naturgesetzes für die Bevölkerung des Landes *), daß nämlich die Anzahl aller lebenden Substanzen mit der Wärme des Klimas

*) M. s. Geogr. Zool. III. B. S. 50.

und den Graden der Feuchtigkeit in gleichem Verhältniß stehe.

Die Masse der Thiere ist nämlich hier so erstaunlich, daß einige Arten selbst von Menschen vertrieben.

Die Missionarien bezeugen, eine ausserordentlich große Mäusenart breche in Paraguay oftmals in solchen Zügen hervor, daß die Landleute wegen ihrer Menge ihre Häuser, ja ihre Länderein verlassen. „Aus „südlichen Gegenden von Buenos-Ayres fiel ein ganzes Heer Ratten in Tukuman ein, und verwüstete „Aecker, Häuser und Scheuren. Ueber die Flüsse, die „Alles im Wege stürzten, schwammen sie ohne Furcht. „Die angehäufte Felderstrecke, die sie durchzogen, war „nach ihrem Abzuge wie gebahnt. Die paraguanischen „Landleute erschraken über die zahllose Menge Ratten, „verließen ihre Wohnungen und ergriffen die Flucht." (Dobrizhofer.)

In Buenos-Ayres zählt man zuweilen auf einem Haufen 500 solcher Ratten; und in einem frisch geschlachteten Ochsen fanden sich einmal 300!

Fast eine ähnliche Fruchtbarkeit findet dort bei den Kröten statt. In Concepcion, an dem Flusse Salado, wimmelt es oftmals auf allen Gassen von so vielen und schlüpfrigen Kröten, daß man nicht auf der Erde, sondern auf Eis zu gehen glaubt.

Ein gleiches Uebermaaß zeigt sich hier von Insekten. So sieht man fast alle Jahre in Paraguay un-

geheure Heere sehr großer Heuschrecken; die Abiponer nennen sie Aorkani. Ziehen sie über ein Land hin, so verursachen sie eine furchtbare Finsterniß, die Sonne wird umwölkt, und selbst das Tageslicht verdunkelt.

Fast in nicht geringerer Menge fallen hier mehrere Arten der Fliegen zur Last. Die gelungste Wunde, als wohl bei Thieren als selbst bei Menschen wird mit ihren Eiern, und daher mit peinigenden Maden belegt.

Noch giebt es viele unzählbare Mücken, oftmals gleich nach einem Regen, wie aus der Erde hervorgewachsen, um das reine Blut des Indiers auszusaugen; ferner Holzböcke (Acari), die in großer Menge über Thiere und Menschen herfallen.

Allein von allen diesen schädlichen Thierarten ist keine mehr zu fürchten, als die verschiedenen Gattungen von Ameisen. So wie in dem gegenüberliegenden Afrika, scheinen sie auch hier von der Natur mit dazu bestimmt zu seyn, die Schädlichkeit der übermäßigen Quantität organischer Körper, die da absterben oder in Fäulniß übergehen, zu mindern. Sie tragen auch darin den Charakter der Termiten in Afrika *), daß sie, gleich ihnen, große feste Gebäude aufführen; Dobrizhofer sahe längst der Parana dergleichen Ameisenhaufen, die drei Ellen hoch und dabei so fest waren, wie stei-

*) M. s. den ersten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

nerne Pyramiden. Die Spanier höhlen sie daher sorgfältig aus und bedienen sich ihrer zum Brodtbacken. Allein, gerade wie die Termiten, unterminiren sie auch ganze Häuser; selbst das Missionshaus, und ein Theil der Kirche wäre beinahe dadurch zusammen gestürzt. Auch sind sie die Zerstörer grosser Pflanzungen, und ganz vorzüglich des hiesigen Weinbaues. Es ist zu bedauern, daß bis jetzt keiner der Missionare uns mit hinreichender Kenntniß die grosse Menge der dortigen Insekten zu beschreiben verstand. Denn was wäre hier für die Entomologie zu thun, woselbst 5 bis 6 Arten Leucht-Käfer sind, wie Dobrizhofer gesteht, eine unübersehbare Menge Arten von Schmetterlingen, Bienen, Hornissen, Fliegen, Heuschrecken und andere Insekten die Felder bedecken und die Luft anfüllen.

Doch genug von den Thieren, wir eilen zu den Bewohnern dieser reichen Weltgegend.

Der Mensch.

a) Der Originalbewohner, der Amerikaner.

Auch hier, wie in den schönsten Theilen der nördlichen neuen Welt, zeigt sich das traurigste Schauspiel für die Menschheit. Eine kaum bestimmbare Anzahl einzelner Menschenstämme oder Familien, ohne festes

Obdach, ohne eigene Sicherheit, schutzlos gegen einander, ja gegen die gesammte Natur, lebt oftmals mitten im Besitze der herrlichsten, so reichlich ihnen dargebotenen Gaben in tiefer Dürftigkeit, reibt sich unter einander selbst auf, und verschmachtet, wie Tantalus, umringt von unerschöpflicher Fülle.

Nur allein in Chaco nennt Foliš ein halb hundert wilder Volksstämme; und auch bei diesen ist es merkwürdig, dass, so nahe sie oft an einander grenzen, sie dennoch äußerst von einander verschiedene Sprachen reden. Und was für Sprachen! selbst der durch die zusammen gehäuften Mitlauter einiger slavischen Sprachen gewandt gemachten Zunge, und dem abgestumpften Ohre werden sie schwer und widrig scheinen. Wie mögen z. B. die Sprachen der Völker klingen, die sich Gotocogoedeguis oder Lichagotogodoguis nennen?

In der Sprache der Abiponer kommen einzelne Worte von 20 Buchstaben vor. Einige Beispiele von Worten dieser bedeutenden Völkerschaft mögen die Schwierigkeiten dieser Sprachen erläutern.

Rikapit heißt, ich liebe; Rikapichiroa, ich liebe dich; Rikapichialta, wir lieben einander. Hapagranatran, ich lehre; Hapagiankatapogeta, ich lehre dich; Napagranatranak, ein Lehrer! Hemoskochiuätapogiod, du lobest mich! Das Uebelste hiebei aber ist, dass viele dieser Sylben, wenn gleich auf einerlei Art geschrieben, dennoch verschieden ausgespro-

chen werden. Einer hat Daumhaken, diese durch Accente verschiedener Art anzudeuten gesucht hat, allein er gesteht selbst, daß auch diese Bezeichnung kaum hinreichend sey; denn vieles werde in einem singenden Tone geredet, und lasse sich daher eher durch Musiknoten ausdrücken.

Solcher Sprachen mußten die Missionare 14 bis für die von ihnen in Paraguay, oder wenigstens im Gouvernement von la Plata, zu unterrichtenden Indier, studiren, und in einigen hielten sie ihre Kirchenreden!

Es wäre unnöthig, hier alle Nationen aufzuzählen und zu nennen, deren die verschiedenen Reisenden als hier einheimisch erwähnen.

Nur von einigen der volkreichsten, und durch den Umgang mit den Europäern bekanntesten, zeigen wir die Beschaffenheit, die Sitten, und Gewohnheiten kürzlich an.

Es ist höchst merkwürdig, wie sich selbst auch jetzt die indischen Nationen dieses angenommenen Gouvernements, gleichsam durch eigene Wahl in zwey Abtheilungen von einander unterscheiden. Es giebt nämlich bekehrte, und unbekehrte Nationen. Warum suchen die letztern sich nicht gleichfalls bekehren zu las-

*) Die Leser zu schonen sind diese hier ausgelassen; da sie einen [illegible] unverständlich [illegible]

thum, da sie täglich die übergroßen Vortheile sehen, welche die beritteten Nationen in den Kriegen gegen die Spanier und gegen sie selbst haben, da ihnen die unzählbare Menge wilder, leicht einzufangender Pferde täglich vor Augen steht, und da sie von den übrigen Nationen an körperlichen Fähigkeiten nicht besonders übertroffen werden?

Zu den beritteney Nationen von Ansehen und Mächtigkeit gehören besonders die Chiquiter, die Mayacies, Tobas, Mbayas, Layalvis, Quaycurus, Quenpas, welche letztere wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, und worunter die Charruas noch in den neuesten Zeiten den Spaniern sehr gefährlich waren.

Unter den unberittenen Nationen sind die Guaranies, Lules, Vilelas, die Homowmas, Vilelas, Chunipies, Yaos, Ocoles, Pazanes, Montegnayes, wie auch die vielen Waldbewohner, von welchen die Quaikas besonders merkwürdig sind.

Die beritteten Nationen übertreffen aber die unberittenen sowohl an Leibesstärke, als an Lebensdauer. Sollte nicht die Stärkere, anhaltende Bewegung hieran Theil haben?

Es giebt Nationen dieser Länder, die sich zu beyden Abtheilungen rechnen ließen, dahin gehört eins der wilden Raubvölker, die längst den Flüssen Paraguay und Uruguay hinunter Paraguay.

Sie waren vormals mehr auf dem Wasser als auf dem Lande zu Hause; sie nahmen mit ihren großen Kähnen bedeutende Schiffe der Spanier. Im Schwimmen, Tauchen, Schiffen und Fischen besitzen sie einen kaum glaublichen Geschicklichkeit. Selbst im heftigsten Sturme wagt sich der Payaguas mit seiner Familie, heiter und zuversichtlich, auf den großen Strom. Stürzt sein Kahn um, so setzen sie sich auf die umgekehrte Seite, und in dieser reitenden Stellung fahren sie ihrer Bestimmung nach. Gebirge von Wasser stürzen über sie hin; sie trotzen den Wellen; ringen und lachen des tobenden Wirbels. In die untersten Tiefen stürzen sie sich hinab, bleiben eine Zeitlang unter dem Wasser, und steigen mit einem dort gefangenen Fisch wieder hervor.

Ihre Kriegskähne, welche 40 Mann fassen, höhlten sie ehemals nur allein durchs Feuer und eine steinerne Axt aus, und fuhren auf 400 Meilen von Assumption südwärts in die große Parana gegen die Spanier; raubten, mordeten und brannten in ihren Kolonien alles nieder.

Diese Payaguas, große und starke Menschen, haben ihre Fruchtbarkeit noch durch gräßliche Ausstaffirung erhöhet. In die durchbohrte Unterlippe stecken sie lange Stäbchen von Holz oder von glänzendem Metall, die ihnen bis zu der Brust hinab reichen; bei den Guanaviern heißt dieser tolle Schmuck Tembita; bei einigen Waldnationen ist die Tembita von jenem schönen Kno-

pechschwarzen Gummi. An das eine Ohr binden sie einen großen Geierflügel; den Haaren geben sie einen blutrothen Glanz. Um den Hals, die Arme und Beine tragen sie Schnüre von großen Glaskugeln, und bemahlen den ganzen Körper mit allerley Farben; ja, um selbst den Hintertheil auszuzeichnen zu können, handelten sie von den Spaniern kleine Spiegel ein. Indeß, wenn gleich die Männer vormals durchaus nackt giengen, so bedeckte sich dennoch das andere Geschlechte sehr anständig mit künstlich gewobtem, wollenen Zeuge.

Dieses Volk bediente sich aber zu Lande auch oftmals der Pferde, führte Spieße, Bogen und Pfeil mit großer Gewandtheit und Kühnheit, und that mithin den Spaniern auf zweifache Art sehr viel Schaden.

Endlich ist es dem Gouverneur de la Moneda, nach häufigem und starkem Anstrengen, gelungen, sie zu Paaren zu treiben, durch die Geistlichen den größten Theil von ihnen in eine Mission zu vereinigen, und sie zur Ruhe und zum Christenthum zu führen; indeß leben noch mehrere Payaguas in steter Fehde mit den Spaniern.

Unter den unbesiegten Nationen verdient die Hauptnation von Paraguay, die Nation der Guaranier, oder Quaranies, auch deshalb hier zuerst genannt zu werden, weil sie durch die Spanier gewöhnt worden ist, sich häufig der Pferde zu bedienen.

Die Indier aber machen die zahlreichste Nation aus Paraguay. Der größte Theil derselben wohnt in großen Flecken oder Ortschaften, zwischen und an den Ufern der großen Flüsse Parana, Paraguay und Uraguay. Diese sind hauptsächlich durch die Bemühung der Jesuiten zum Christenthum übergegangen, und zugleich den Spaniern mit der entschiedensten Treue ergeben.

Den Guaraniern haben die Spanier einzig und allein es zu verdanken, daß sie noch in dem Besitze dieses Landes sind. Denn da sich die einigen wilden Nationschaften mehrmals mit einander verbunden hatten, die Spanier zu vertilgen, so wäre die geringe Anzahl der dortigen Europäer, ohne die wichtige Hülfe der Guaranier nie vermögend gewesen, ihnen Widerstand zu leisten. Oftmals kamen diese treuen Bundesgenossen ihnen mit einer Armee von 8 und mehr tausend Mann auf das glücklichste zu Hülfe. Sie bedienen sich in ihren Kriegen gleichfalls der Pferde, da sie sonst den Ackerbau und Viehzucht treiben und überhaupt ruhigere Menschen sind.

Im Jahre 1768 betrug ihre Volksmenge in den 30 Ortschaften 141000 Menschen. Vormals war ihre Zahl noch stärker gewesen; allein hauptsächlich durch die Kinderblattern und die fast eben so schädlichen Masern hatte sie sich so weit vermindert, daß im Jahre 1767, als die Jesuiten aus Paraguay vertrieben wurden, nunmehr etwa 100000 Menschen übrig waren;

darnach waren noch zwei neue Kolonien hinzu gekommen, die da über 4000 Einwohner enthielten.

Die Sprache der Guaranier findet sich besonders deshalb sehr weit verbreitet, weil es in den Wüsteneien am Pguapa, Caroma, Mondan und Xeray und andern dortigen Flüssen noch viele heidnische herumstreifende Guaranier giebt.

Daher redet wahrscheinlich die bedeutende kriegerische Nation der Chiriguaner noch guaranisch.

Im Jahre 1767 schätzte Jolis, der sich lange als Missionär unter ihnen aufgehalten, über 40000 Chiriguaner. Diese darf man aber nur als den Rest eines vormals weit zahlreichern Volks ansehen. Sie leben gegen die Cordilleren von Peru nach Tarija hin, und nehmen dort einen Landstrich ein, etwa 100 Meilen lang und 50 breit. Vormals wurden sie von den Spaniern mit Recht sehr gefürchtet. Sie waren eben so tapfer als hartnäckig und grausam. Nicht nur ihre gefangenen Feinde fraßen sie, sie verzehrten sogar die Verstorbenen ihrer eigenen Nation. Jetzt leben sie mit den Spaniern ziemlich friedlich, und viele von ihnen sind zur christlichen Religion übergegangen. Diese wohnten 1767 in 5 Dorfschaften und trieben Ackerbau.

Zu den wenigen Nationen gehören denn, gleichfalls die Guanas, die Guaycurus und die Chiquitos. Jolis schätzt die Anzahl dieses in Chaco wohnenden Volks auf 45000, und beschreibt sie als äußerst tapfere

tig. Dagegen die Guaikurus oder Quiqueturus, eine berittene Nation noch jetzt den Spaniern furchtbar bleibt. Sie haben der Beschreibung nach so viel ähnliches mit den Abiponern in ihrer Lebensart, daß die so gleich zu gebende Nachricht von letzteren, auch größtentheils auf sie anwendbar seyn wird. Die Ueberlegenheit über jene gutartigen Guanas ist so groß, daß sie, obgleich weit minder an Volkszahl, diese dennoch beherrschen.

Die Chiquiten wohnen zwischen den 16. und 23. Graden südl. Breite, erstrecken sich gegen Osten fast auf 140 Stunden bis an den Fluß Paraguay hin, gegen Westen bis nach St. Cruz de la Sierra; im Norden machen die Tapuriſchen Alpen ihre Grenzen. Von Gestalt sind sie groß und wohlgebauet, haben ein männliches Gesicht, gehen fast gänzlich unbedeckt, nur die Cazikken tragen eine kurze Weste, und die Weiber einen kleinen Schurz.

Sie sind wegen ihrer niedrigen Wohnungen berühmt; da diese die Gestalt eines Backofens haben und eine so enge Oefnung, daß sie hineinkriechen oder hineinpfen müssen, so haben sie selbst hievon ihren Namen erhalten. Für öffentliche Zusammenkünfte errichten sie lieber eigene große Häuser. Dem P. Burgos zufolge, haben sie durchaus keinen Begrif von der Gottheit, noch von einer Zukunft, und leben gänzlich nur der Gegenwart gemäß. Eben daher kennen sie weder die Ge-

wohnheit der übrigen Welt, keine Zauberer; und dieß ist desto merkwürdiger, da sie demungeachtet aus dem verschiedenen Gesange der Vögel die künftigen Ereignisse zu erforschen glauben.

Die Weiber werden zwar nicht wie Sklaven behandelt, indeß besorgen sie dennoch fast die ganze Haushaltung. Sie nehmen aber an den Tänzen Antheil, ob sie gleich einen eigenen Kreis um den der tanzenden Männer bilden. Zur Musik hierbei werden zwei Flöten von zwei jungen Tschikiten geblasen.

Ein großer Theil dieser Nation ist durch die Missionare getauft. Im Jahre 1767 enthielten die für sie errichteten 10 Ortschaften 24000 Seelen.

Unter den berittenen Nationen gehört eine der ersten Stellen den Abiponern. Von ihr haben wir die umständlichsten Nachrichten, und da mehrere der dortigen Nationen ihnen an Gestalt, Sitten und Lebensart ähnlich sind, so wird es hinreichen, die Abiponer nach dem Bilde, welches uns ihr Geschichtschreiber, Dobrizhofer, freilich mit kaum glaublicher Weitschweifigkeit davon gegeben hat, hier genauer zu beschreiben.

Wenn gleich die Abiponer keinen festen Wohnsitz haben, da sie fast stets auf der Reise sind oder zu Pferde umherschweifen, so stellen sie dennoch ihre Streifzüge nur innerhalb gewisser Grenzen an. Dies sind die weiten Ebenen zwischen dem Rio Vermejo (auch der große

Fluß oder Inare genannt) und St. Fe; also etwa vom 32sten bis gegen den 33sten Breiten Grade, von Osten nach Westen, aber anjetzt von der Paraña bis gegen St. Jakob und Cordova. Auf dieser großen Ebene sieht man keine bleibende Wohnung, obgleich dort fast jeder Ort eine Benennung hat, die ihm von irgend einer bemerkenswerthen Begebenheit, so sich daselbst zutrug, beigelegt ist. So z. B. heißt der eine das Vogelnest (Notagrana Lpatago), wegen der dort auf hohen Bäumen nistenden großen Vögel; ein anderer das Kreuz (Liquiranala), weil die Spanier dort vormals ein Kreuz errichtet haben, u. s. w.

Diese Nation zeichnet sich durch einen vorzüglich hohen Wuchs aus. Man sieht niemals einen ungestalteten und nur äußerst selten einen Mann von kleiner Gestalt. Dagegen findet man unter ihnen Modelle des schönsten männlichen Körperbaus.

Es war indeß merkwürdig, daß gerade ein Paar ihrer berühmtesten Anführer, oder Caziken, klein waren; allein in ihrem kleinen Körper wohnten große Kriegstalente, und gerade der, welchen die Spanier (el petizo) den Kleinen nannten, war der von ihnen am meisten Gefürchtete.

Ihre Physiognomie ist einnehmend und regelmäßig, die Nase gebogen und gut gebildet; das Auge schwarz, aber klein; die Farbe bräunlich, hauptsächlich eine Folge ihrer Lebensart. Denn das andere Geschlecht, welches

ſchirmlos ſtets allen Witterung und der brennenden Sonne bloßſtellt, ja ſogar Sonnenſchirme trägt, iſt ein ſchönes weißer.

Das Haar iſt, wie bei allen hieſigen Nationen, dick, kohlſchwarz und lang. Das Barthaar hingegen iſt äuſſerſt dünn geſäet; demnach reißen es ihnen eigene Frauen mit Zangen von Horn aus, nachdem ſie zuvor den Bart mit Aſche eingerieben haben. Auch dulden ſie überhaupt kein Haar am Leibe, ſelbſt nicht einmal die der Augenlieder. Sie lachen über die ſtarken Augenbrannen der Europäer, und nennen ſie Straußenbrüder, weil der Strauß ſich durch ſtarkes Augenhaar auszeichnet. Sogar das Haupthaar reißen beide Geſchlechter vorn ab bis an die Stirne ſehr weit hinweg.

Die wilden Abiponer ſcheeren ſich das übrige Haupthaar rund, die chriſtlichen tragen hingegen einen Zopf. Manche Witwen ſcheren das Haupthaar gänzlich ab, geſchworen; dies iſt nämlich das Zeichen ihrer Trauer, und das Abſcheeren geſchieht unter lautem Wehklagen. Manche trägen für ſodann eine von ſchwarzen und gelben Faden gewebte Kappe bis zu einer zweiten Verehlichung.

Die Abiponer ſind, ihrem groſſen leibſchaftrigen Baue gemäß, ſehr ſtark, gewandt und dauerhaft. Die ſtete Bewegung erlaubt ihnen nie fett zu werden, alles iſt bei ihnen Sehne und Muskel. Oft reiten ſie mehrere Wochen auf ihrem Mantel vom härteſten Leder, ohne

Steigbügel, und werden nie wund; ja bei anhaltenden Reiten wird das Pferd selbst wund, der Reuter nicht, so hart ist ihre Haut. Nach dem längsten Ritt werfen sie sich auf den feuchten Boden nieder, bringen darauf die Nacht, ja oftmals viele Tage im heftigsten Regen hin, ohne zu erkranken. Sie kennen keine Verkältung, Gicht, Schwindsucht, noch Brüche. Sie schwimmen über die größten Flüsse; selbst in den Wellen der großen Parana sieht man von ihnen nur die Köpfe über dem Wasser, und hiebei plaudern und scherzen sie mit einander.

Ist ihnen bei ihren Expeditionen ein Dorn tief in das Fleisch gedrungen, so schneiden sie ihn mit dem Fleische heraus, ohne irgend ein äußeres Zeichen von Schmerzen. Zu dieser Gefühllosigkeit bringen sie es durch Uebung von zarter Jugend an. Die Knaben zerstechen und zerschneiden sich die Arme, und die Männer fordern sich bei ihren Gelagen zu ähnlichen Operationen förmlich heraus, selbst, worüber man erstaunt, die allerempfindlichsten Glieder zu zerfetzen.

Bei ihrem Reiten zeigen sogar neunzigjährige Greise die größte Gewandtheit; schwingen sich ohne Steigbügel auf das wildeste Pferd, stehen darauf aufrecht, um den Feind auszuspähen, bleiben Tagelang ohne Bedeckung des Kopfes der brennenden Sonne ausgesetzt, und übernachten in der Kälte oder in der Feuchtigkeit.

Ebenfalls besitzen sie grosse Behendigkeit und die feinsten Sinne. Sie erklettern sehr schnell die höchsten Bäume, um den Honig der wilden Bienen aufzusuchen, haben den feinsten Geruch und unterscheiden deutlich den kleinsten Gegenstand in einer Entfernung, wo ein europäisches Auge kaum seiner gewahr wird.

Auch dauert ihr Wohlbefinden bis ins höchste Alter. Stirbt ein Mann von 80 Jahren, so sagen sie, er sey jung gestorben; selbst die ältesten nehmen aber ihre weissen Zähne, und oftmals ihr schwarzes Haar mit ins Grab. Demnach überleben gewöhnlich die Weiber ihre Männer. Dobrizhofer kannte eine sehr grosse Anzahl Wittwen, die über 100 Jahr alt waren.

Diese treffliche Leibesconstitution verdankt aber der Abiponer seiner ganzen Lebensweise und seiner Erziehung. Keine Art von Ausschweifung in der Wollust ist ihm bekannt; auch heirathet er nie vor etlichen zwanzig Jahren, und bleibt seiner, selbst nicht zu jungen Deutschen Gattin auf das strengste getreu; so erzeugen Starke wiederum Starke. *)

Sogar im Aeussern bezeugen sie die gröbste Schaamhaftigkeit. Nie wird man junge Mädchen mit Jünglingen nur zusammen finden; und sollten sich Gesellschaften von beiden Geschlechtern zufällig treffen, so entfernen sich sogleich die Jünglinge. Beide Geschlech-

*) Fortes fortibus creantur. Tacit.

ter sind von früher Jugend gewohnt, sich sehr häufig zu baden. Da hat jedes einen eigenen, unverletzlichen Badeplatz. Die Mutter tränkt ihr Kind selbst, badet es sofort nach der Geburt in kaltem Wasser; schlägt es nachlässig in altes Zeug oder in eine Otternhaut, und läßt es frei auf dem Boden umherkriechen. Keine Windeln, keine engen Kleider beschränken den freien Gebrauch der Glieder, oder erschweren den Kreislauf und die übrigen Funktionen der innern Theile.

Auf ihren Zügen zu Pferde, denn die Weiber reiten auf eben die Weise und mit gleicher Fertigkeit als die Männer, legt die Mutter das Kind in einen Sack von wilder Schweinshaut, der zur Seite des Pferdes, neben jungen Hunden und Kürbissen herabhängt. Oft nimmt aber auch der Vater sein noch saugendes Söhnchen freudig vorn aufs Pferd.

Bei dem häufigen Baden übt sich die Mutter zugleich im Schwimmen, und drückt mit der einen Hand den Säugling an die Brust, während daß sie mit der andern rudert. Erreicht das Kind nur einige Grösse, so wirft sie es in den Fluß, und lehrt es hiebei selbst schwimmen. Kaum über die erste Zeit hinaus, sieht man schon die Knaben mit ihren kleinen Gewehren, Bogen und Pfeil, auf Vögel und andere kleine Thiere Jagd machen, wie auch nach dem Ziele schießen. Sodann fangen sie bereits an, sich auf das Pferd zu schwingen und Wettrennen unter einander zu halten.

Bei dieser Lebensart ist die Nahrung sehr einfach. Wasser der Flüsse und Moräste, nicht einmal Brunnenwasser, ist ihr Getränke; frisches Wildprett, Vögel und Fische, höchstens etwas geräuchert, nie gekocht, ist ihre Speise.

Wer sieht nicht in diesem Bilde die alten Deutschen des Tacitus, wenn Cäsar sie auch sie waren ächte Muster langer Keuschheit, und größter körperlicher Reinigkeit; auch sie lebten von einfacher, fast roher Kost; sie saugten gebrauchtes das Oxygen der freien Luft ein; legten sich alles Witterung aus, übten sich stets im Schwimmen und Baden; hingen nur weitläuftiges Gewand oder Wildfelle um ihre starken, fast nackten Glieder; ertrugen hohe Grade der Kälte und Hitze, und wurden, was wir nicht mehr sind, herkulische Menschen, die fast ohne Krankheiten, freilich auch ohne viel Denken, und ohne Verfeinerung ein hohes, zufriedenes Alter erreichten.

Was sind wir aber dagegen auf? Kleine schwächliche Menschen, mit hundertartigen Uebeln beladen. Das Mädchen verwelket bereits nach 20 Jahren, der Jüngling wird vor der Zeit ein Greis, und die anhaltendsten, tausendfältigsten Krankheiten führen uns nach tausendfältigen Leiden ins Grab.

Wie sollte auch die Natur des Menschen da noch ihre Vollkraft behalten, wo bereits die vom unreifen Manne erzeugte Frucht von der Mutter oft durch Gift

nahmshalten auch sind, so bleibt dennoch zwischen beyden ein wesentlicher Unterschied. Die Hauptgeschäfte: die Fürsorge für gesunde Nahrung, und die Wegräumung alles dessen, wodurch den Menschen verdorben oder krank werden kann, gilt hier der gegenwärtigen und der zukünftigen Generation, und wenn der Geist des Menschen einmal unaufhaltsam vorwärts gegangen ist, wenn dadurch neue Erfindungen, neue Arten des Genusses, neue Bedürfnisse nothwendig entstanden sind, dann muß die Medicinalanstalt mit umfassenderm, tiefkundigem Blick alles überschauen, was unserm Geschlecht für Veränderungen daraus erwachsen sind, und, von der Regierung kraftvoll unterstützt, alles zu verhüten und wegzuräumen suchen, wodurch es kann gefährdet werden.

Auf die Weise tritt Kultur gegen Ueberkultur auf, und während daß sie die Fortschritte des Menschen nicht hemmet, verhütet sie die Uebel, die ihr Mißbrauch hervorzubringen im Stande ist.

Dann würde auch unser Physisches nicht so hart mit dem der Deutschen des Tacitus, noch mit dem Stärke und Dauer der Abiponen kontrastiren. Wir nehmen nach dieser wohl nicht ganz unnützen Abschweifung, zu ihnen zurück.

So frugal der Abiponer gewöhnlich auch lebt, so ist er dennoch nicht stets mäßig. Er mästet sich zuweilen in einer Mahlzeit erstaunlich viel zu sich, und zwar außer dem Honig und dem Johannisbrodte, größtentheils Fleisch. Hierin wird er nur von den Guaranern über-

troffen. Diesen giebt man nämlich Schuld, daß ein Eingeborner in wenig Stunden ein kleines Kalb verzehren könne. Dagegen sind die Abiponer auf langen Zügen, gleichsam wie das Raubthier, zum Fasten geschaffen; sie ertragen Durst, ja scherzend den Hunger.

Seine Wohnung findet dieser starke Mensch aller Orten selbst noch leichter als seine Nahrung. Eine Decke von Binsen (Rohr) bildet das Haus. Zwei Stangen steckt er in die Erde, hieran befestigt er die Decke, und wann es der heftige Regen oder Wind nöthig macht, schlägt er diese zwei- bis dreimal zusammen. Um dieses leichtfügige Gezelt wird in schlimmer Jahreszeit ein Graben gezogen, worin sich das abfließende Wasser sammlen kann. Die Pferde werden völlig frei auf die Weide geschickt; um sie aber bequem wieder zu finden, geselket man ihnen eine sehr zahme Stute zu, die ein Glöckchen am Halse trägt. Die Pferde versammlen sich um sie durch das Geläut, daher nennen die Spanier auch diese Führerin, la Madrina, die Mutter.

Sind ihre Häuser einfach, so sind es ihre Fahrzeuge noch mehr.

Eine starke haarigte, unzugerichtete Ochsenhaut, wo oben der Hals und die Füße abgeschnitten sind, wird an den vier Seiten etwa vier Spannen hoch aufgestülpt, und durch Riemen in solcher Stellung so lange aufrecht erhalten, bis sie diese Form dauerhaft annimmt. Auf

den Boden dieser Pelotas, wie die Spanier sie nennen, legt man die über den Fluß zu führenden Waaren und das Reisegepäck, und derjenige, welcher hinüberschwimmen will, tritt in die Mitte, um das Gleichgewicht zu erhalten. Ein Schwimmer faßt einen an die Hand gebundenen Strick zwischen die Zähne, und zieht, indem er über den Fluß mit seinen Armen hinüberrudert, das einfache Fahrzeug nebst der ganzen Ladung an das jenseitige Ufer. Man schaudert, sich auf diesem elenden Leder, mitten auf einer großen, reißenden, oft tiefen Wassermasse zu finden. Indeß gewöhnen sich die Missionare hieran; und höchstens verunglückt der Führer durch einen, bei diesen starken, geübten Schwimmern äußerst selten eintretenden Krampf; auch dann kommen fast jederzeit die Ladung und der Mann glücklich hinüber.

Die Kleidung und der ganze Hausrath des Missionärs ist eben so einfach. Ein viereckiges Tuch, oder bei kälterer Witterung zusammen genähete Otterfelle, werden über die Schultern geworfen, und zuweilen noch darüber ein weiter Mantel, der unterdessen Hals zusammen geknüpft ist. Ein solches einfaches Gewand ist aus Wolle oder auch Baumwolle von den Weibern gewebt, und mit verschiedenen Farben bemahlt. Schuhe, Strümpfe und Beinkleider sind ihnen unbekannt. Auch der Kopf ist gewöhnlich unbedeckt, doch tragen Einige auf langen Reisen eine rothe wollene Binde; es ist ein

vorzügliches Mittel, den Kopf gegen die heftige Sonne zu schützen. In den letztern Zeiten haben sie indeß angefangen, unsere Hüte zu schätzen.

Die Kleidung der Weiber weicht nicht sehr von der eben beschriebenen der Männer ab, nur ist alles nach der Verschiedenheit ihres Körpers etwas anders eingerichtet. Ihr eigentlicher Putz besteht in Figuren, die sie der Haut einätzen, also in Tatowiren. Diese Operation geschieht vermittelst scharfer Dornen; in die aufgeritzte Haut streuen sie sodann Asche. Selbst die Mädchen dürfen sich, sobald sie mannbar geworden sind, dieser sehr schmerzhaften Operation nicht, ohne Schande, entziehen. Sonderbar genug ist es, daß alle Abiponer auf der Stirn ein so tatowirtes Kreuz tragen, dabei haben sie an den Augenwinkeln zwei kurze Striche, und im übrigen Gesichte verschiedene gerade Linien. Das andere Geschlecht ist so bunt wie türkische Tapeten an Armen und Beinen.

Ihr Hausrath, der, so wie ihre Garderobe, die Armseligkeit ihrer heidnischen Weiber ist, besteht in einigen irdenen, gebrannten und bemahlten Töpfen, auch führt eine reisende Abiponerin stets ein aus dem härtesten Holze verfertigtes Instrument mit sich, das in der Mitte rund, an beiden Seiten aber wie ein Spatium flach geschnitten ist. Sie graben damit Wurzeln, deren [illegible]

Falls der Muth dann es ihnen zum Gewehr gegen den Feind.

Auf diesen Zügen sieht es dann wie in einer Menge Hunde. Sie werden von den Meiern mit vorzüglicher Sorgfalt zusammen gerufen, um bei den Pferden herzulaufen, denn sie kennen zu gut ihren Werth. Durch sie wird die ganze Caravane auf gewisse Art erhalten; sie treiben das Wildprett und die Strauße auf, fangen selbst Ottern und Kaninchen und andere eßbare Thier. Dabei kosten sie nichts zu unterhalten, man überläßt ihnen nämlich den Kopf und die Eingeweide.

Die Hunde in Paraguay stammen, wie gesagt, aus unserem Continente ab, und tragen auch hier alle die verschiedenen Farben und Formen, wie die europäischen. Allein sehr starke, große Hunde, z. B. Doggen oder große Fischerhunde, finden sich durchaus nicht, so wenig als Pudel. Dieser gänzliche Mangel großer Hunderacen ist deshalb merkwürdig, weil die Spanier zur Zeit der Eroberung dieser Länder eine sehr große starke Hunderace dort mit hinübernahmen, und sich derselben, auf eine höchst grausame Art, an ihren Gegnern gegen die ersten nackten Indianer bedienten, ja sonst Gefangene davon zerreißen ließen.

Die jetzt hier wildlaufenden Hunde, obgleich es ihnen oft an Nahrung fehlt, sind nie von kleinerer Größe, besitzen aber einen scharfen Geruch und Unterscheidung des Windes

Gelehrigkeit es einnehme und zeigen große Wachsamkeit und Treue gegen ihre Herren. Haben sie auch an Stärke und Größe verloren, so ist dies dennoch nicht der Fall, wie Buffon und Pauw behaupten, in Rücksicht ihrer Geschwindheit und ihrer Stimme. Sie sind sehr gute Jagdhunde, und bellen hier Tag und Nacht zur Sicherheit ihrer Herren. Allein sie haben hier noch einige Eigenschaften, die dem unsrigen fremd sind. Da sie besonders fruchtbar sind, eine Hündin wirft selten weniger als zwölfe, so tragen sie die äußere Hälfte ihrer Säugen für ihre Jungen zum Werfen. Sie graben sich, wie die Füchse, hiezu eine Höhle oder Grube in die Erde; den Eingang dazu machen sie sehr enge, und lassen ihn nur in schlangenförmigen Krümmungen an die Oberfläche treten. Auf die Weise entdeckt man ihr Lager wenigen, und der stärkste Regen dringt nicht hinein. Unverkennbar giebt diese Sonderbarkeit des hiesigen Hundes einen Beweis mehr, daß der Fuchs einer der Urerstern unserer zahmen Hunde war. Er verlernte seinen Vorfahren angebohrnes Talent, weil er es im Hause seines Herrn nicht bedurfte.

Ebenfalls ist es merkwürdig, daß man in Paraguay nie etwas von dem Tollwerden des Hundes gehört hat. Büffon schreibt dies der minderen Hitze der neuen Welt zu, allein es wäre doch leicht zu widerlegen, wenn es nicht zu weit von unserer Richtung abführte. Indeß ist das Factum wahr, und für die Amerikaner sehr glücklich.

Die vormals sehr bevölkerte Nation der Abipones ist anjetzt sehr zusammengeschmolzen. Ihre gesammte Völkerschaft ist hauptsächlich in drei Unterabtheilungen oder Stämme getheilt; in die Ruhaker, sie leben auf offenem Felde; in die Mahigetregehe, die hauptsächlich in den Wäldern wohnt; und in die Yaukaniga; diese letztern bildeten anfangs eine eigene Nation, sind aber anjetzt von den Spaniern fast gänzlich aufgerieben.

Jeder dieser drei Stämme war ehemals sehr zahlreich, anjetzt hingegen enthalten sie mit einander zusammen genommen nur 600 Köpfe. Es giebt mehrere Ursachen dieser ausserordentlichen Volksabnahme. Hiehey gehören die luxuria, Zwillingsgeburten; ferner die Kriege gegen die Spanier, sodann die Pockenblattern und endlich die schaudererregende Gewohnheit der Weiber, die Frucht zu tödten. Die Gewohnheit, sich von dem Manne gänzlich, während der Zeit des Säugens, zu entfernen, ist eine der Hauptursachen dieser Seltenheit. Sie stillen nämlich das Kinder bis ins dritte Jahr. Die Männer, dieser Enthaltung überdrüssig nehmen andere Frauen; die Mütter gebähren daher diese Zeit viel zu häufig durch den Mord des Säuglings. Sie verschönen aber die wirklichen Geburten vor den männlichen aus schmutzigem Eigennutz. Da nämlich bey ihnen die Polygamie eingeführt ist, und die Mädchen verkauft werden, so erhalten die Mütter grösstentheils dieß. Daher ist auch die Anzahl der Weiber weit grösser, als

bleiben Männer; man sieht bei Heerzügen eine große Menge Weiber und Kinder.

So sehr nun auch die Nation der Abiponer zusammengeschmolzen ist, so ist sie dennoch den Spaniern noch sehr gefährlich, sowohl wegen ihrer Stärke und Geschwindheit, als besonders wegen des eingewurzelten Hasses, den sie gegen die Eroberer ihrer väterlichen Wohnsitze hegen. Sie wären aber noch mehr zu fürchten, wenn nicht viele Abiponer durch die Missionäre getauft, und in Pflanzstädten zu einer ruhigeren Lebensart übergegangen wären. Hiedurch sind denn auch oftmals ihre Spaltungen unter den beiden noch übrigen Stämmen selbst entsprungen.

Ein solcher Krieg der beiden Stämme gegen einander, führt uns hier zu einem Fall, der von dem Fähigkeiten dieses Volks einen bedeutenden Aufschluß giebt. Er liefert nämlich einen Beweis von ihrer Redekunst, zeigt uns, daß, da der Missionär aufs Feierlichste versichert, die hier gelieferte Rede sey wörtlich eine treue Uebersetzung der Rede eines Oberhaupts der Abiponer, daß diese Nation weit mehr Geist, und Empfindungsfähigkeit besitze, als man dies so vagabondirenden und rohen Menschen zutrauen sollte.

Paikalay und Debayakaikin, die Anführer oder Anführer der beiden Stämme, der Kuñaker und der Kuñetevegkes, lieferten einander ein blutiges Treffen. Der erstere setzte dabei auf das entschiedenste, er re-

nach Dahomalain mit der Lanze, hieb ihm noch fünf seiner vornehmsten Kriegsleute die Köpfe ab, und brachte sie sodann im Triumph mit sich zu Hause in die Pflanzstadt. Hier ließ er einen hohen Galgen errichten, und die Köpfe der Feinde daran aufhängen. Er hielt darauf vom Pferde folgende Rede an das daher versammelte Volk.

„Selbst hier die Strafe für die so vielmal gebrochene Treue! Sehet die Siegeszeichen unserer Tapferkeit! Weidet nun eure Augen an den Köpfen der vornehmsten unter den Feinden, die euch so lange nicht zu Athem kommen ließen, die euch so viel schlaflose Nächte verursachten, zu so beschwerlichen Zügen genöthiget, so tiefe Wunden geschlagen haben. Dieser (der Dahomalain), das Haupt der wider uns verschworenen Gegenden, konnte nie weder uns besiegen, noch von uns besiegt werden. Endlich entschied einen großen Tag unser abwechselndes, gewaltiges Kriegsloos, da es uns, die wir nur den Gefahr dachten, und um alles zu gestehen, dasselbe verdienten, der herrliche Sieg aufdrang. Jetzt mag euch, Krieger, in dem Ausgange dieses Gefechts immer seinen Antheil haben, ihr müßt dennoch gestehen, daß ihr ihn noch mehr unserer Tapferkeit schuldig seyd. Derjenige, der so lange euren Häufen drohete, hat endlich seine Lanze entfliehet, er kann niemals mehr drohen, als

„mehr gefürchtet werden. Auch soll er nicht von euch „beweint werden, er, der wirklich aller Thränen, wo„durch ihr andere Todte zu betrauern pflegt, ganz un„werth ist. Obgleich mit uns dem Winde nach verwandt, war doch sein Herz stets von uns entfernt. „Sein ganzer Haß, alle seine Verrätherein, Wuth und „Galle goß er über uns aus. Hier ist nun das Haupt, „das so viele Verrätherei ausgekocht hat. Höhnet nun „den Meineidigen, aber er sey euch auch zum warnen„den Beispiel, damit euch nicht einst das nämliche „Schicksal treffe. Seyd eingedenk, daß ihr den Spa„niern eure Treue versprändet habt; seyd rechtschaffen, „und wir, der ich für eure Wohlfahrt Sorge trage, „schützen. Den elenden Rest der Feinde achte ich nur „gering. Die Streitbarsten liegen auf dem Schlacht„felde: die Uebriggebliebenen sind feige und flüchtig, „und nur darum noch am Leben, weil sie vor unsern „Augen und Händen flohen. Wenn die Quelle versie„get ist, vertrocknen auch die kleinern Bäche. Hat „man einmal der Schlange den Kopf abgeschnitten, so „ist der Ueberrest ihres Körpers, wenn er sich auch noch „eine Zeitlang reget, unschädlich, und verdammt in we„nigen Stunden.“ — So sprach Yehoaiey.

Wenn gleich einige Wiederholungen darinnen vorkommen, so ist dennoch das Ganze gar nicht schlecht, geordnet, noch die Gleichnisse schlecht gewählt; ja es

scheint auch hier weniger Aufwand von Metaphern und in den Reden der Nordamerikanischen Wilden. *)

Der Missionär bemerkt mit vielem Recht, daß die Abiponer sich beredter und fertiger ausdrücken, als unsere deutschen, geringeren Volksklassen; ja, man dürfte einen solchen Vortrag, unvorbereitet, sicher von manchem Curspäar der gebildetsten Stände vergeblich erwarten.

Dies führt uns zu den Fähigkeiten der indianischen Nationen dieser Länder überhaupt; man wird finden, daß auch hierin die Verächter der neuen Welt diese durch zu dunkel gefärbte Gläser ansahen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Hauptnation von Paraguay, die Guaranier, durch die Jesuiten ebenfalls Fähigkeiten in den Künsten erlangt haben.

Die Jesuiten wählten gewöhnlich, aus weit verbreiteten und zahlreichen Gesellschaften, solche Männer zu Missionairen, welche, außer den Lehren der katholischen Religion, die zu bekehrenden Indier mehrere brauchbare Künste zu lehren im Stande waren. Es wurden daher von Spanien aus nicht blos Spanier oder Portugiesen, oder Italiäner, sondern besonders viel deutsche Missionäre nach Paraguay gesandt, weil man unter diesen besonders viel Tonkünstler, Sänger, Componisten, Instrumentenmacher, Baumeister, Aerzte, Wundärzte und

*) M. s. den dritten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

auch Handwerker antraf. Die Musik macht nämlich einen besondern Eindruck auf die rohen Nationen, jene Väter wußten dies treflich zu ihrer Absicht zu benutzen.

Indeß gewannen doch offenbar diese rohen Menschen selbst an Fähigkeiten, wurden so weit entwickelt, daß man in den Ortschaften der Guaranier von dieser Nation geschickte Tonkünstler, Instrumentenmacher, Mahler, Bildhauer, Baumeister, Uhrmacher, Glockengießer, Weber und mehrere Arten geschickter Handwerker antraf. Sie wurden bald fertige Abschreiber, sowohl von Aufsätzen in ihrer eigenen Sprache als im Lateinischen; sie druckten und gossen hiezu die Lettern selbst.

Auch zeigten sie ein außerordentliches Gedächtniß. Einige obrigkeitliche Personen in den Ortschaften von Nengatu, dort geborne Indianer, sagten nach einmaligem Predigt der Missionare, ihrem auf dem großen Platze hiezu versammleten Volke, diese Predigt auf das genaueste wieder her.

Hatten sie eine Symphonie zwei bis dreimal durchgespielt, wobei sie kein Auge von den Noten lassen, so spielten sie dieß aus dem Kopfe ohne den mindesten Fehler wieder her. Uebrigens erlernen sie alles leichter was sie sehen, als was ihnen nur allein durch das Ohr

*) Man sehe hievon weiter unten.

zugeführt wird. Daher kommts, daß Indianer [illegible] einem vorgelegten Modell sehr geschickt, ohne Modell hingegen bringen sie fast nie etwas Gescheutes zu Stande, man mag ihnen irgend etwas noch so deutlich angeben. Erfindungskraft, Genie, scheint ihnen fremd; nur Nachahmungsgeist wird ihnen zu Theil, aber in einem ziemlich hohen Grad.

Tiefere Denkkraft oder nur Anstrengung zu denken ist ihnen gleichfalls nicht eigen. Sie [illegible] auf das Gegenwärtige, und sind über die Zukunft [illegible] besorgt. Daher darf man ihnen selten eine [illegible] entlegen.

Als einer der Missionäre sich mündlich mit seinen gescheuten Redner, dem Caziken Schoaliq über die Größe und Schönheit des gestirnten Himmels unterhielt, und ihn auf die Ordnung und Weisheit, die in der gesammten Natur herrscht, aufmerksam zu machen suchte, so versetzte er ihm: „Was denkst du mir da weiß von deinen Vätern und Regierer dieser [illegible] Natur? Wir haben eure Väter darüber gehört, [illegible] „unvordenkliche Jahrzahl, unsere [illegible] „auf der Erde um, und verwundern [illegible] „um Gras und Wasser für [illegible] „Himmel vorgiebt, der die Gestirne [illegible] „und sie regiere, darum [illegible]

Auch die Idee eines Gottes scheint bei den Guaraniern nicht viel bestimmter zu [illegible]

die Missionarii Gott, Tupa, nennen; dies Wort ist aber aus zwei andern zusammengesetzt; Tu ist ein Empfindungswort der Verwunderung, und Pa ein Fragewort. Sie rufen daher stets, wenn es donnert, Tupa! Dies ist also überhaupt nur ein Ausdruck des Schreckens.

Der Begriff einer speciellen Vorsicht ist ihnen völlig zuwider. Als der Pater Sepp ihnen sagte, Gott halte über alles, er sehe alles, bemerke alles, es geschehe nichts ohne seine Zulassung, sie könnten daher seiner Vorsicht trauen; antwortete der Indianer: „Pater, ich verlange nicht einen solchen Gott gar nicht, „der alles sieht, alles bemerkt, was ich thue, und sich „um alles bekümmert.“

Weniger herrscht auch bei diesen Indianern vielerlei eigener Aberglauben. Die Abiponer hatten die Plejaden (das Siebengestirn) für das Bild ihrer Vorfahren. Da nun dieses abentheurere Gestirn in Südamerika einige Monate nicht sichtbar ist, so sagen sie, ihr Großvater sey krank. Sie fürchten seinen Tod, und feiern daher seine Wiedererscheinung durch ein eigenes Plejadenfest.

Sobald nämlich das Siebengestirn von einer Anzahl Indier wieder erblickt wird, rufen sie ihm zu: Wir danken dir, Siebengestirn, daß du zu uns zurück gekehrt! Du bist also glücklich wieder gesund worden! Am folgenden Tage sammeln sie sogleich Honig, um daraus ihren Wein (oder Palmcho Metz) für das Plejadenfest

an heulen. Die hierauf versammelten Weiber theilen sich in mehrere Partheien. Die verheiratheten Weiber setzen sich auf Tigerhäute zum Trauren; die Mädchen heulen einen Gesang, die Unverheiratheten scherzen und lachen. Die Nacht wird durch Fackeln erhellet, und eine Schwarzkünstlerin, die Hauptperson des Festes, tanzt nach dem Geklapper eines Gefäßes, der mit harten Körnern angefüllt ist. Hierauf folgt eine schreckliche Musik von Trommeln, Heulen und dem wüsten Jubelgeschrei der Umstehenden. Selbst bei diesem allgemeinen Feste und Trinkgelage sieht man keine Unanständigkeit; die Mädchen halten sich stets zusammen, entfernt von den Jünglingen.

Diese Schwarzkünstlerinnen werden gleichfalls aufgerufen, das Zukünftige bei bekannten Naturerscheinungen vorher zu sagen; wobei sie sich auser jenen Mänzklapper, Zaubertrommeln (Töpfe mit Rehhaut überzogen) bedienen. Sie suchen selbst dadurch die Wuthheulen wieder hervorzurufen, und sie zu beschwören.

Große Ungewitter und ähnliche Phänomene schreiben sie dann auch auf Rechnung der Zauberei. Natürlich sind diesen Völkern auch die Sonnen- und Mondfinsternisse furchtbar; sie heulen gegen das Gestirn: Tayrota! d. i. du, Agnes (Unglückliche) denn sie fürchten dessen gänzliche Verlöschung.

Die zuvor erwähnte Nation der Wuthheulen glaubt, daß diese Gestirne bei ihrer Verfinsterung von den Hexen

Gewalt der geistlichen Waffen. Daher schießen sie Pfeile gen Hagel und Pfeile gegen den Himmel, um seine Gewalt zu hören.

Es ist übrigens merkwürdig, daß sowohl diese Völkerschaft, als auch die Mbocobis, Tobas und andere berittene Nationen in Chaco, ob sie gleich nie einen Gott annehmen, den Teufel, den sie Balichu nennen, für einen höhern Ahnen annehmen, und ihn daher auch verehren.

Indessen haben die Missionäre schon vieles dazu beigetragen, diesen viehartigen Aberglauben zu vermindern, und die Schwarzkünstler zu vertreiben. Selbst die vagabonden Mbiponer sind wenigstens theilweise davon abgegangen, und zur katholischen Religion übergetreten; sie haben ein festeres Leben angenommen, und angefangen die Erde zu bauen. Im Jahre 1763 waren 300 Mbiponer getauft.

Dennoch sind ihnen stets noch lächerliche Begriffe übrig. Unter mehrern führen wir hier davon folgendes an. Die Weiber der Mbiponer gebären schwer. Die Ursache giebt man auf das frühe und steife Reiten; wodurch die untersten Theile des Beckens (insonderheit das Ende des coccygis) minder nachgebend werden.

Sie selbst schreiben dies alles so wie andere Beschwerden auf die Rechnung der Zauberer, und suchen allemal bei diesen Hülfe. Die treffliche Konstitution, die ihnen Jugend, und ein strenges Enthalten von allem Ue-

Ehe, Licht [illegible] das schwerste Kindbett [illegible] sehr [illegible] vergessen. Nachdem sie gleich nach der Geburt sich [illegible] ihr Kind gebadet haben, gehen sie nach einer kurzen Ruhe sofort wieder an ihre gewöhnlichen Arbeiten, so wohl im Hause als im Felde, sogar bei rauhem [illegible] Jahreszeit. [illegible]

Ist nun dieses wichtige Geschäfte der Frau so glücklich beendigt, so hält dagegen der beschwerliche Dienst des Mannes erst an. Kaum hat die Mutter das Kind zu hören und ihr Lager verlassen, so wird dies von [illegible] Ehemanne eingenommen. Er legt sich nämlich nicht wieder, sondern er steht auch wie ein wirklich Kranker mit Nahrungen und Arzneien gegen jedes Uebelbefinden gerüstet; er fastet und enthält sich mehrere Tage gewisser Speisen und anderer ihm angenehmer Getränke. Als ein Missionär in Gesellschaft eines spanischen Officiers einstens den Cazike der neuen Colonie von St. Jakob, einen übrigens sehr vernünftigen Mann, besuchten, grüßten sie den Indianer als seinen Gast. Der Spanier bot ihm Schnupftabak an, den jener so sonders liebte, und da dieser es als eine Beleidigung ansah, daß der Cazike ihn ausschlug, rief der Indianer: „Weißt du denn nicht, daß meine Frau gestern mit einem Sohn gesegnet hat; es wäre für Gefahr meinem Kind Krankheit, wenn ich durch deinen Reiz das Fasten [illegible] Darauf zog er sogleich alle Kleider und

Decken wickeln, oder sich hen, aus Furcht, jede rohe Luft, die ihn anwehete, möchte dem Kinde schaden.

Dieser Wahnsinn geht so weit, daß der Vater wirklich für jede Unpäßlichkeit, die dem neugebornen Kinde zustößt, sich verantwortlich hält; stirbt es, so geben die Frauen ihn als den Mörder seines Kindes an, sie werfen dem Vater vor, er habe sich nicht gehörig gehalten; habe Wein getrunken, oder seinen Magen überladen, oder sich erhitzt.

Sonderbar genug fand sich dieser tolle Gebrauch nicht nur bei mehreren Völkern von Nordamerika vor, er war in ältern Zeiten auch in unserer Erdhälfte eingeführt. Diodor von Sicilien erwähnt seiner als einer den Chalyben gebräuchlichen, und Strabo bei der Beschreibung des damaligen Spaniens; und das, was man in Bearn, faire la Couvade nennet, staunnt im Grunde ebenfalls hieraus ab. Diese Thorheit hatte sich ebenfalls in Asien verbreitet; denn Marco Polo fand sie bei einigen tatarischen Stämmen. Vielleicht ist sie von dort aus in die neue Welt hinüber gegangen. Kurz, wir dürfen uns doch nicht so sehr mit unserer einheimischen Gescheutheit brüsten; unsere weniger kultivirten Vorfahren waren nicht viel weiser als die Abiponer oder Guaranier.

Ist dem Oberhaupte eines Stammes, einem Cazikken ein Sohn gebohren, dann hebt eine Feierlichkeit von acht Tagen an. Am ersten eilet die ganze Schaar

der Mädchen und Palmzweigen in der Hand zu der Ca
baue des Neugeborenen, tanzt unter lautem Jubel um
um herum, und klopft mit der Hinterseite an die Wände
oder Decken. Dieses Anklopfen sehen sie als eine gün
stige Deutung an, daß der Sohn bereinst ein großer
Krieger werden werde. Gleich darauf tanzt die junge
Frau des Orts, von den Hüften bis auf die Waden mit
einem Reifen oder Kranz großer Grasfedern umgeben,
in Gesellschaft der Mädchen in die Hütten, versieht sich
einem ledernen Kolben alle Männer, die sie nur verse
det, heraus, und die Mädchen empfangen sie mit den
Palmzweigen auf ähnliche Art.

Wegen der Aehnlichkeit dieser so kostbaren Zierat mit
einer Spinne, nennt man die Feierlichkeit selbst, die
Spinne (dort Havali.)

Am folgenden Tage ringen die jungen Mädchen mit
einander, so wie auch die Jünglinge, jedoch völlig von
einander abgesondert. Der dritte Tag wird von beyden
mit Tänzen hingebracht; aber am vierten setzt jede be
federte Spinne wieder auf, und fordert aus jeder
Hütte die Weiber einzeln zum Kampfe auf, und ringt
mit jeder von ihnen. Die Feierlichkeiten der übrigen
Tage sind zum Theil Wiederhohlungen des Tanzens und
Ringens, noch mehr aber Schaustellungen und Spiele
gelage der Männer unter abwechselnden Gesängen und
Lärmen der Trommeln.

Aus dieſen Freundſchaften bei der Geburt eines Sohnes und der Taufen ſollte man nicht ohne Grund beurtheilen, daß den Guaranern die Abiponer und andere Oberherren anerkenne; dies iſt der Fall bei den Guaranern, allein nicht ſo bei den Abiponern.

Zwar geben ſie zu Gaſten dem Gaſte die Geiſel des Weibes, im Fall er ein vorzüglicher Mann iſt; allein oftmals wählen ſie ihre Oberhäupter aus einer ganz andern Familie. Dennoch haben ſie einen Adel, und halten ſelbſt viel auf adeliche Abkunft. Statt der Benennung Caſtilianer und Spanier, titulieren ſich ihre Vornehmen Capitan und wiſſen ſich viel auf dieſen Adel. Gelbſt Frauen, ja alte, ganz verarmte Weiber, hört man mit ſtolzem Gruße ſagen: Nymi Capitan, ich bin von Adel. Dies iſt aber deſto ſonderbarer, je weniger im Grunde dieſer Adel, und ſelbſt die Regenten in Anſehen ſtehen. Ihren Befehlen oder Entſcheidungen bei Zwiſtigkeiten gehorcht das Volk nicht; es folgt aber wohl ihren Rathgebungen.

Die Einzelnen (bei den Guaranern Nhederuchá, bei den Abiponern Nalaroyrát) ſind eigentlich nur zum Kriege oder zu Kriegs- und Streifzügen gewählte Anführer. Der tapferſte Capitan, und die folgeleiſte hat daher die meiſten Leute. Dies führt uns zu den Kräften dieſer Naturmenſchen ſelbſt.

Da dieſe Nationen die Spanier als unrechtmäßige Beſitzer, als Uſurpatoren, als ihre Länder anſehen, ſo

befinden sie sich fast beständig mit den Nachbarn im Kriege. Hiervon sind indeß diejenigen ausgenommen, welche die Missionare in Pflanzstädten gesammelt haben.

Diesen Grundsätzen gemäß besteht ihre Hauptstärke stets darin, die Städte oder die Kolonien zu überfallen; das Vieh zu rauben, die Pferde und Maulthiere wegzutreiben, die Einwohner zu ermorden oder gefangen mit sich fort zu führen.

So stark und kühn gebauet auch der Abipone ist, so ist er dennoch furchtsame Gemüthsart, einem offentlichen Zug. Fast allen wird, wo möglich, bei Nacht operirt und geschieht in der Morgendämmerung, jedoch niemals, ohne zuvor genau durch Kundschafter die Stärke des Feindes erforscht zu haben.

So wie bei den nördlichen Wilden wird auch hier ein Krieg, oder vielmehr ein Mißzug nur bei Tage, daher gewöhnlich im Rausche beschlossen. Pünktlich halten sie indeß alles, was sie bei ihren Anfängen zusagten. Ein Jahrmann in dem festgesetzten Tage, um sie hauptsächlich nach dem Mondesstand bestimmen, ganz zusammen. Jeder Abipone sucht, um ermüdeten zu können, das Pferde mit sich, eines nämlich Proviant oder Wasser. Der Ueberfluß des Wildes und der Vögel bietet ihnen aller Orten ihre Nahrung.

Eine Lanze von 5 bis 6 Ellen aus dem eisenharten Holze Guayacan, spitzen gerundet und mit beiden Enden

scharf gehärtet. Ein fast gerader Bogen von hartem Holz, mit einer starken Sehne von Saitenflechten oder starken Palmblättern, auch Fasern, aber meistens von giftigen, Pfeilen mit einer Spitze, bald von Eisen, bald von Knochen, dieß sind ihre hauptsächlichen Waffen. Die Stärke des Bogens nöthigt Verschiedene, sich einer Art hölzerner Handschuh zum Bogenspannen zu bedienen. Um Vögel lebendig zu erhalten, bedienen sie sich stumpfer Pfeile, welche anstatt der Spitze mit einer hölzernen Kugel versehen sind. Stehen zweifelhaften Augen und dem zu treffenden Gegner Zweige, so schießen sie ihre Pfeile in einen Bogen. Auf ähnliche Weise setzen sie hölzerne Gebäude in Brand, indem sie die Spitze des Pfeiles mit brennender Baumwolle versehen.

Verschiedene der darigen Völker bestreuen sich noch vor Schlachten, andere hingegen führen nicht geführte ihre Waffen. Sie bestehen aus drei spitzen, runden Steinen, die in einer ledernen Schlinge fest gemacht sind. Mit einer so großen Geschicklichkeit und Heftigkeit werfen sie diese gegen ihren Gegner, daß sie selbst dann, wenn sie ihn hiemit den Kopf, den Hals, die Füße, ja sie selbst hiemit auf einen Wurf eines zerschlagen, nicht fehlen. Auch die Spanier können sie nicht ohne ein solches furchtbares Geschoß am Pferde herumhangen zu lassen; sie nennen sie Bolas.

Wovon sie den Mund aufmachen; streichen sie ihr Gesicht mit mehreren Farben, setzen, um sich ein noch

furchtbarere Waffen zu jeder Zeit, Pfeile, Bogen, ja ganze Schießgewehre auf, aus Erfahrung wohl wissend, daß gerade die Europäischen sich am fürchterlichsten ausstaffiren. Die Cazikes tragen auch außer den Kriegszeiten eine rothe mit Metallstücken besetzte Kopfbinde.

Es ist kaum glaublich, wie sehr die Wilden unser Feuergewehr fürchten. Oft haben wenige Spanier ganze Horden zweifache Flintenläufe um alleine davon abgehalten, doch sie zuhig ihr Gewehr bald gegen den einen, bald gegen den andern richteten, ohne je zu feuern. Auch der Missionär erwähnt eines Gottlosen, dessen völlig unbrauchbare Flinte auf die Art die treflichsten Dienste leistete. Hatten sie aber einmal die Oberhand gewonnen, dann würgen und martern sie in der ersten Wuth, was sich ihnen darbietet; skalpiren auch sehr auf ähnliche Art wie die Nordamerikaner, und bringen die Kopfhäute in ihre Heimath. Dennoch führen sie viele Gefangene, besonders junge Leute mit sich fort, schonen sie aber nie, wie die Hurons und mehrere nordamerikanische Wilde; wünschen sogar, sie ihnen gütig, nehmen sie gleichsam in ihre Familien auf; ja sie ertheilen sich selbst manchesmal mit ihren Gefangenen nicht abgehen zu lassen. Sonderbar genug klingt es, wenn der Herr diese Gefangennehmung auf folgende Art beschreibt: Sie werfen ihnen Pferd zu, setzen sie auf, wenn sie nicht gut, [illegible] und

hängen, wie ihr Pferd. Dagegen behauptet Dobrizhofer, daß mehrere solcher Gefangenen durch diese gütige Behandlung, den Abiponern so sehr zugethan wurden, daß sie bey ihren Streifzügen ihre eigene Landsleute, die Spanier, auf das heftigste angriffen und grausamer gegen sie wüthen, als die Indier selbst.

Die Siege werden durch große Trinkgelage gefeiert, wobey es nicht ganz ungewöhnlich ist, sie aus den Hirnschädeln der Erschlagenen ihren Meth oder einen gegohrnen Saft vom Johannisbrodt, oder auch Mais, trinken zu sehen.

Ist ein Häuptling im Treffen gefallen, so scheeren alle Männer durch Abschneiden das langen Haupthaar; die Weiber erheben ein Klaggeschrey, die Männer stellen aber ein Todtenmahl an, das in Trinken, Singen und Tanzen besteht. Es ist unschicklich, daß man nie den Namen eines todten Verstorbenen nennen darf.

Die Abiponer wickeln ihre Leichen in eine Ochsenhaut, und begraben sie in den Wildern. Bei den Gräbern der Feldherren erstechen sie einige Pferde, und stecken diese nebst verschiedenen Lanzen um das Grab; setzen auch, wie bei dem Grabe jedes andern Abiponers, einen Topf daneben. Alles dies ist aber eine Anspielung auf die Zukunft, im Fall nämlich der Verstorbene trinken, reiten oder jagen wollte.

Eine eben so sonderbare, als auch widrig scheinende Gewohnheit ist es, jeden Todten vor der Beerdigung

Lunge und Herz auszuschneiden, beides zu kochen, und es von Hunden verzehren zu lassen.

Da die Abiponer annehmen, daß jede Todesart, sey sie durch Verwundung, von Zauberern bewirkt worden, so glauben sie dagegen durch diesen scheußlichen Gebrauch sich zu rächen, und den schnellen Tod des Fänderers zu beschleunigen.

Sind angesehene Männer, Heerführer, Landesgenossen, so führen sie mit großem Pomp und Trauergesang ihre Gebeine, jedoch von allem Fleische entblößt, zu den Begräbnißstätten der Väter.

Die Nation des Mocobi, (welche wahrscheinlich aus den Flüß Paraguay) senkt ihre Todten in großen irdenen Gefäßen in der Stellung des ungebornen Kindes, in die Erde.

Dieß sey genug von den Sitten dieser sämmtlichen Amerikaner; jetzt noch kürzlich die vorigen Einrichtungen ihrer Feinde, der Spanier.

b. Der Fremde, der hart Angesiedelte.

Kaum wäre es nothwendig, über die in Paraguay und Tucuman angesiedelten Europäer etwas zu sagen, da diese Länder mit Peru auf ähnlichen Fuß eingerichtet sind. Indeß findet sich, oder vielmehr es fand sich vormals bis 1768 hier eine Anwendung, wodurch sie sich bedeutend von den übrigen Colonien der Spa-

[illegible] Amerika [illegible] Amt [illegible] Eine Richtung hat so bedeutend auf das Land selbst gewirkt, daß sie wenigstens einer besondern Erwähnung werth ist.

Seit mehr als zwey Jahrhunderten (seit 1580) hatte die Gesellschaft des Jesuiten sich dieses Land vorzugsweise zu ihren Missionen gewählt. Sie hatten zwar eine große Anzahl Missionen von Pueblos angelegt, worin die getauften, oder wirklichen von ihnen unterrichteten, Indianer wohnten. Diese Ortschaften waren oft wichtiger als die Städte der Statthalter. Die vorzüglichsten sind die Gouvernements von la Plata, Tucuman und dem eigentlichen Paraguay. Nach allem diesen letzte Land hatte im Jahre 1762 dreißig Missionen oder Colonien-Flecken der Jesuiten, worin 141152 Menschen, Gedenkirter, Weiber und diese Provinz hieß deshalb ehemals vorzugsweise das Land der Missionen, [illegible] die Domestikal.

Auffallend war es die auffallende Wirkung, die die Lehr- und Bekehrungsmethode der Jesuiten auf die rohen Nationen hervorbrachte, wodurch die Spanische Regierung veranlaßt wurde, diesen Väters so große Vorrechte dort einzuräumen. Jede Mission hatte, wie die Ortschaften in Mutterlande, ihren Gouverneur, mehrere Regidoren und Alcalden. Der Gouverneur ward von den Indianern selbst gewählt, aber von

dem Pfarrer Jesuiten bestätigt. Die Wahlen geschehen mit vielen Feierlichkeiten in den Kirchen. Es wurden auch die Unterhäuptlinge dort von den Indianern gewählt, allein alle diese durften ohne Zuziehung und Bewilligung des Pfarrers keine Vergehen bestrafen. Grosse Verbrechen, z. B. Mord, kannten sie gar nicht, und es ist merkwürdig genug, daß die Behandlung der Indier durch die Jesuiten hieran einen so ähnlichen Antheil hatte. Sie behandelten diese rohen Menschen mit vieler Sanftmuth, sie brachten ihnen, nachdem sie die hartigen schweren Sprachen erlernt hatten, Menschlichkeit und selbst einen hohen Grad von Mitmäthigkeit und Uneigennützigkeit bei. Die wahren Bestrafungen wurden durch Einsperrung oder Fasten vollzogen, und wo ein äusserst seltener Fall, daß man körperliche Strafen, nämlich einige Peitschenhiebe, nothwendig fand, der Geistliche hiezu stets von der Versammlung eine Nadel voll Sanftmuth, wodurch der Verbrecher sich von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieser Strafe hatte überzeugen müssen. Daher küssten hierauf die Indier sogar nach der Bestrafung noch die Hände, daß man sie so schonend behandelt hatte. Von allen Strafen waren aber selbst jene Geldbussen, Confiscationen, nicht ausgenommen. Sie zeichneten sich von den übrigen Indiern nur durch sanftere Mässigung aus, womit sie die Väter beim Antritt ihres Amtes loszuschälen hatten.

In allen Ortschaften waren Schulen, worin die Knaben Lesen und Schreiben lernten. Sie erhielten Unterricht in der Mahlerey und in der Musik; lernten auch Latein; in beiden brachten sie es oftmals ziemlich weit. Ebenfalls sahe man dort Werkstätte für viele Handwerker, z. B. für Bleyarbeiter, Maurer, Schlosser, Tuchmacher, Bildschnitzer, Silberschmiede und dergl. Diese arbeiteten täglich unter der Aufsicht eines Coadjutors und die schönen Kirchen, die Altäre, die Orgeln nebst allen Verzierungen, sind die Werke der aus diesen Anstalten hervorgegangenen Indier.

Unter der Aufsicht der beiden Geistlichen (denn jede Ortschaft hatte einen Pfarrer und einen Vicar) bauten die Indianer das Land; sie bauten Waizen, Reis, Maiz, Baumwolle, etwas Zucker und Indigo, viel Taback, und besonders den Paraguay-Thee. Einige Pfarrer pflanzten gleichfalls in ihren Gärten Nopalen (Cactus Opuntia), besetzten sie mit Cochenillenwürmern, und zogen daraus eine beträchtliche Quantität dieses schönen Produkts. Das andere Geschlecht lernte Nähen, Stricken, und spann die ihm wöchentlich zugetheilte Baumwolle.

Die Jesuiten fingen ihren Tag schon Morgens um 5 Uhr an; hielten, nachdem sie eine Stunde mit ihrer Privatandacht zugebracht hatten, die Messe, und arbeiteten sodann mit den Correctoren, um sich von allen

Vorgegangenen zu unterrichten, besichtigten sodann die Schulen und Werkstätten.

Das Volk ging um 3 Uhr an seine Arbeit und die Corregidoren hielten hiebei genaue Aufsicht. Um 3½ Uhr Nachmittags kam es zusammen zum Gebet, küßte den Vätern kindlich die Hände, und erhielt dagegen von ihnen eine Unze Paraguay-Thee und 4 Pfund Rindfleisch, für jede Familie von 5 Menschen. Der Sonntag blieb für den Gottesdienst und für Volksvergnügungen.

Die Indier hatten in so weit kein Privateigenthum. Auch bedurften sie dessen nicht, denn sie erhielten alle Nothwendigkeiten des Lebens, und selbst ihre Häuser waren gut eingerichtet und mit Hausrath wohl versehen. Das Ganze machte hier eine große Familie, wovon die Jesuiten die Vorsteher oder die Väter waren.

Auch fanden sich eigene Häuser, Beateria, worin Arme und Abgelebte, so wie auch schlechte Weibspersonen versorgt wurden. Das Volk mußte für diese Häuser eigene Aecker, Gemeinde-Aecker, bearbeiten.

In besonderen Magazinen bewahrten die Väter Musketen und andere Waffen, Pulver und Blei. Sie übten zuweilen ihre Zöglinge militärisch, um sie in der Noth gegen die wilden Nationen, die sie überfielen, aufführen zu können. Ferner waren bedeutende Waarenlager, vorzüglich von europäischen Eisenwaaren, von Glas und andern häuslichen Bedürfnissen, so wie von

Rosenkränzen, Heiligenbildern und andern zum Kirchendienst nothwendig geglaubten Sachen. Der Wein ward besonders aus Chili gezogen; doch giebt es auch hin und wieder, z. B. bei Cordova, Rioja in Tucuman einigen Weinbau.

Die Jesuiten hatten nun den wichtigen Handel mit dem Paraguay-Thee, von weit über eine Million Thalern in Händen, so wie den Handel mit den viel 100 tausend Ochsenhäuten (die ganze Summe des dort lebenden Hornviehs wird über 2 Millionen geschätzt); ferner standen ihnen 150 tausend Maulthiere und Pferde, so wie auch die Baumwolle zum Umsatz zu Gebote. Man rechnete, daß aus jeder Missions-Ortschaft 2000 Arobben (zu 25 Pfund) jährlich ausgeführt wurden.

Dies war der wahre Zustand des sogenannten Reichs der Jesuiten.

Und was hatten denn nun diese Männer hier in Paraguay verschuldet, um plötzlich im Jahre 1767, wie Verbrecher im ganzen Lande eingezogen und nach Spanien gefänglich geführt zu werden? Selbst zugegeben, daß ihre Gesellschaft sich bereicherte.

Hatten sie jemals ihre Zöglinge, die Indier, zum Abwerfen des spanischen Jochs, zum Aufruhr angefeuert?

Im Gegentheil, als im Jahre 1757 ein Theil dieser ruhigen Menschen auf Befehl des Königs von dem linken Ufern des Uraguay an die Portugiesen abgetre-

ten, an die Seite von Brasilien wandern. Diese, da erhoben die Kolonisten einen Aufstand, weil sie ihre ruhige Lage, ihre gutgebauten Ortschaften und die spanische Oberherrschaft nicht verlassen wollten, und neue Länder bei den Portugiesen urbar zu machen. Der Aufruhr ward mit den Waffen in der Hand durch die Spanier gestillt, und man irrete sehr, hiebei Jesuiten als Anführer zu finden. Diese Väter waren ruhig bei ihren Ortschaften und Geschäften verblieben.

Ebenfalls ist es bestimmt wahr, daß die von den Jesuiten bewaffneten Guaranier gegen die wilden Völkerschaften, da sie die spanischen Etablissements anfielen, mit vielem Eifer gefochten; ja oftmals verdankten diese Etablissements diesen Zöglingen der Jesuiten ihre Rettung.

Dies waren mithin klare Beweise von der Vorliebe der Indien für ihre Verfassung unter den Jesuiten. Auch Don Joachim Alfonsus Clemens, daß mehrere Guaranier dem Gouverneur de Buenos Ayres hatte den Auftrag, die Missionen und die Jesuiten selbst aufzuheben, geneigesinnt wären, beweis nichts weiter, als daß irrdlente Menschen leicht einer Meinung Gehör geben; allein gegen die ältern Einrichtungen beweis es durchaus nichts. Der gemeine Mensch kömmt sich auf die Seite, wohin er nur irgend die Obergewalt sich neigen sieht.

Man macht es den Jesuiten zum Vorwurf, daß sie Jedermann, selbst den Spaniern, den Eintritt zum Innern ihrer Missionen verwehrten. Um diese Maasregeln zu vertheidigen, behaupteten sie, es sey nothwendig, die übrigen Europäer von ihren Missionen entfernt zu halten, weil diese, gewöhnlich Menschen von schlechten Sitten, nur die dortigen christlichen Indianer in höchst unmoralische Menschen verwandeln würden, ein Fall, der durch die dort garnisonirenden Spanier wirklich oftmals eintrat. Besonders rügt ihr grosser Feind, der Herr v. Paw, dies Benehmen nicht blos als eine Unverschämtheit, sondern fast als ein Majestätsverbrechen gegen die spanische Regierung. Freilich hätten die sonst gescheuten Jesuiten klüger gethan, den 1731 von la Plata (Chuquisaca) dort zur Untersuchung der Missionen hingesandten Antequera, besser aufzunehmen, oder wenn sie ihm auch diese Untersuchung unter dem Vorwande einer illegalen Sendung, verweigern wollten, dennoch alles bei dem Vicekönig von Peru anzuwenden, daß er nicht für dieses Unternehmen zum Tode verdammt würde. Hiedurch erregten die Jesuiten offenbar grossen Verdacht gegen sich, und selbst bei völliger Schuldlosigkeit, schienen sie stets rachsüchtig.

Allein im übrigen scheint es durchaus ungegründet, daß das ganze sogenannte Reich der Jesuiten so schädlich, und wie ihre Feinde sagen, so schändlich ge-

wesen sey; wenigstens haben niemals ihre Gegner gültige Beweise hievon bekannt gemacht.

Als man die Jesuiten 1768 aufhob, und 130 Oberhäupter dieser Guaranier, um ihre wahre Lage genau zu wissen, zu dem General Bukarelly führte, als man ihnen vorhielt, sie wären nun von dem Joche der Jesuiten befreiet, sie sollten wirkliches Eigenthum erhalten, zeigten sie nur Bestürzung, aber fast gar keine Freude. (Bougainville.) Diese indolenten Menschen waren es schon zufrieden, daß bis dahin für ihren Unterhalt und ihre Haushaltung, ohne ihr eigenes Nachdenken, gesorgt worden war. Wären sie wirklich so sklavisch, so tyrannisch behandelt, als die Feinde der Missionare es behaupten, dann hätten sie doch dieses Joch unstreitig mit Freuden abgeworfen.

Sieht man daher die Sache mit unpartheiischen Augen an, so kann man sogar gegen diesen Orden in Europa eingenommen seyn, ja man könnte zugeben daß Bereicherung des Ordens ein Hauptgegenstand der Missionen gewesen sey, ohne deshalb ihre Verdienste um die Menschheit in jenen wilden Landen zu verkennen. Es gehört wahrlich ein hoher Grad von Beharrlichkeit und Selbstaufopferung dazu, Nationen von starken, rohen Menschen, die uns als Usurpatoren hassen, die selbst unter sich stets in blutiger Fehde leben und sich oft mit dem Fleische ihrer Feinde ernähren, die an ein vagabondes, oder völlig indolentes Leben gewöhnt sind,

die weder Religion haben noch zu haben wünschen, und dabei äußerst schwer zu erlernende Sprachen reden, solche Menschen in ruhige Landbauer und nützliche Mitglieder der Societät umzubilden, und ihnen einige Grade der Kultur beizubringen.“

Auch selbst Spanien, ja ganz Europa, hätte durch die Benutzung jener ungeheuren Wüsteneien gewonnen. Alle dorthin gehende Waaren wurden nämlich von der Gesellschaft gegen nützliche, dort erzielte Produkte eingetauscht oder damit bezahlt. Ihre Etablissements wurden gesichert und nahmen an Volksmenge zu.

Zuletzt noch etwas über einige der wichtigsten Ortschaften. Assumption, die Hauptstadt vom eigentlichen Paraguay (25° 8′ südl. Br. und 319° 41′ L.) an dem Flusse Paraguay gelegen, hat einen guten Ankerplatz, wodurch der Handel sehr erleichtert wird. Uebrigens ist die Stadt schlecht gebauet, hat krumme Gassen und etwa 500 Menschen, Spanier, Neger und Mulatten. Dennoch war hier ein Collegium der Jesuiten für Theologie, Grammatik und Philosophie.

Die meisten Spanier leben außerhalb der Stadt auf großen viehreichen Meiereien. Assumption treibt einen Speditionshandel von Buenos-Ayres nach Potosi, daher sind viele Einwohner vermögend.

In Tucuman (eigentlich Tucman) sind die beiden Städte Cordova und Salta die wichtigsten; die Stadt

Tucuman selbst ist nur unbedeutend. Cordova zählt hinegegen 1500 Spanier und 4000 Schwarze. Die Stadt ist nicht schlecht gebaut, die Cathedralkirche, so wie das ehemalige Jesuiter-Collegium, sind groß und schön. Hier ist eine akademische Lehranstalt.

Die übrigen Städte dieser Provinz, selbst Salta, obgleich der Sitz eines Gouvernements, sind nicht von Bedeutung.

Das große Gouvernement Tucuman könnte durch gute Benutzung sehr bedeutend werden. Die Felder sind mit natürlichem Salpeter belegt; auch wächst hier in weitläuftigen Erstreckungen das Kali zur Soda; die Wälder liefern in großer Menge das treffliche Johannisbrodt, die Flüsse haben daneben einen Ueberfluß schmackhafter Fische.

So zieht hier z. B. in dem Rio dolce periodisch eine so ungeheure Menge Fische, bei den Spaniern Sabalos genannt, den Strom hinab, daß man sie nicht mit Netzen fängt, sondern mit Händen greift. Dann wird weiter keine andere Speise von den Indiern genossen, in die ganze Stadt St. Jakob nimmt davon einen widrigen Fischgeruch an.

Ein ähnliches Phänomen zeigt sich gleichfalls, jedoch nur selten, in Paraguay.

Beladeiten. Die wichtigste Stadt dieser vasten Regionen ist aber in jeder Hinsicht Buenos-Ayres. Sebastian del Cano, ein Offizier der Flotte des Mendoza, empfand, als er 1535 in die Gegend der jetzigen Stadt kam, eine besondere angenehme Luft. Er rief: Quo buenos ayres son estos! Daher verblieb ihr nachmals der Name. Doch ist die Luft dort feucht. Sie liegt (34° 35' südl. Br. und 66° 5' westl. Länge von Paris) unweit der Mündung jenes Riesenstusses la Plata, und verdient einen der ersten Plätze unter den Commerzialstädten in Rücksicht des Spanischen Waaren- und des Portugiesischen Schleichhandels.

Die Vertheidigung der Stadt, die Festung, ist am Flusse gelegen, aber nicht vorzüglich. Sie enthält die Regierung; unter ihr stehen gleichfalls die 30 Ortschaften der Guaranjer. Die Bevölkerung der Stadt soll sich nach Bougainville nur auf einige zwanzig tausend Weiße, Neger und Mulatten belaufen. Dobrizhofer rechnet 40000 Einwohner und 3000 gut gebauete, aber doch niedrige Häuser. Die Kirchen sind groß und schön.

Hier findet man auch eine Akademie, eine Lehranstalt für die Mathematik und Baukunst, eine Societät zur Aufnahme des Ackerbaues.

Von Städten, oder vielmehr bedeutenderen Ortschaften finden sich in diesem Gouvernement noch St. Fe-

(30° 46′ südl. Br.) Corrientes (27° 43′ südl. Br.) und Montevideo. Die erste, die vorzüglichste, ist umwallt des Rio Salado gelegen, hat beträchtlichen Handel, besonders mit Paraguay-Thee. Corrientes, in der Gabel des Parana und des Paraguay, ist zwar noch unansehnlicher als die erste, allein ihre Lage bietet ihr den trefflichsten Handel für Thee und Werkholz aus den großen Waldungen. Montevideo, dreißig Stunden über der östlichen Mündung des la Plata, ist besonders wegen seines Hafens schätzbar, hat eine Festung und einen eigenen Gouverneur. Sie ist nur erst zu Anfange des letzten Jahrhunderts erbauet.

Dies wäre etwa summarisch das Wichtigste, was uns von einem Ländergebiet bekannt ist, das an Umfange Deutschland, Frankreich, die brittischen Inseln, Holland, Italien und Ungarn zusammengenommen übertrifft, unter dem schönsten Himmel gelegen und von erstaunlichen Flüssen bewässert ist.

Man lasse jetzt entweder dort den Spanier einen raschen Weg zur Verbreitung der Kultur gehen, wie dies in Mexico und Peru bereits geschieht, oder man denke sich diese Länder, ja nur einen bedeutenden Theil derselben, gar in den Händen einer thätigern Nation, z. B. der Britten, was für ein Schauplatz der Wirksamkeit des Menschen!

Mögen dann viel tausend Quadratmeilen der Steppen, die jetzt nur der Dohle, das Pferd und der Hund bevölkern, die nur von einzelnen Horden wilder Reuter pausenweise besucht werden, in Ackerland, in Städte und Dorfschaften sich umwandeln; es bleiben noch eben so viele tausend übrig, die da stets jenen unzählbaren Heerden des üppigsten Wiesenwuchs zur Nahrung darbieten.

Die ungeheuren Ströme auf hundert und mehr Meilen, wenigstens für Frachtschiffe fahrbar, bringen alle jene bereits jetzt im Großen gewonnenen Produkte des Pflanzen- und des Thierreichs zum Meere; und die unzählbaren Farbehölzer und Medizinalkräuter, die trefflichen Gewürzarten, die starken und schönen Holzarten zum Schiffbau und zu der Tischlerarbeit, die vielen Harze, alle die Produkte, wovon die Pflanzen selbst bis jetzt nicht einmal durch einen bestimmten Namen bekannt sind, gewähren der Gesundheit, den Künsten, dem Handel und der gesammten Kultur eine neue, stets währende Erndte.

Endlich gewinnt dann unläugbar der jetzt in Unsicherheit lebende und mitten in der reichsten Natur oft verschmachtende Wilde. Unterricht und Humanität ziehen ihn aus seinen feuchten Waldungen hervor, vereinigen ihn in große Gesellschaften. Er verzehrt nicht mehr seines Gleichen; er ermordet nicht mehr seine

vigna Frucht, er brennt nicht mehr die Hütte des Landmanns, die großen Meiereien nieder; er verwüstet nicht mehr die Städte des Europäers; er jagt nicht mehr meilenweit umher, um seine Nahrung zu suchen, oder seine Mitmenschen nächtlich zu überfallen; Ruhe, seine traurige, furchtbare Unstätigkeit hört auf, er wird ein ruhiger, besserer, glücklicherer Mensch.

1) die Pipa 2) die gehörnte Kröte.

UNIV.
MICH.

Erklärung der Kupfer.

1. S. 18. Die *Prenadilla*, *Pimelodus*, *Cyclopum*; der kleine Fisch, welchen einige Vulkane in Peru zu Zeiten in Menge auswerfen. Oftmals ist er noch völlig unverletzt, und man sieht es ihm an, daß er nur seit kurzem todt ist. Aus v. Humbold und Bonpland Recueil d'Observations de Zoologie et d'Anatomie comparée. Paris 1806. fol. 1r Cahier.

2. S. 42. Das beladene Llama. Es ist völlig aufgeschirrt und mit Silberstangen beladen, die es

aus den Bergwerken über die Gebirge zu den Häfen bringt, um nach Europa versandt zu werden. Aus Skinner Present State of Peru.

3. S. 56. Der Pongo von Manseriche. Der Jesuit Veigl hat ihn so gezeichnet geliefert vor seinen Nachrichten der Landschaft Mayñas in Amerika. Nürnberg 1794. Die Zeichnung entspricht ziemlich der Condaminschen Beschreibung.

4. S. 66. Der Tapir oder Anta. Hydrochoerus Tapir nach Buffon und Schreber.

5. S. 190. *Basilio Huaylas*, ein Riese aus Peru. Um diese Figur, welche aus Skinner State of Peru entlehnt ist, riesenmäßig zu finden muß man wissen, daß der daneben gestellte Harfenist einen Mann von ansehnlicher, aber nicht übermäßiger Größe zeigt.

6. S. 106. Indianischer Krieger am Maranon. Es ist ein Jurimaguas nach dem Present State of Peru gezeichnet. So zeigen sich die Krieger dieser Nation bei feierlichen Proces-

stonen in der Hauptstadt von Peru. Sie sind sodann in ihrem größten heroischen Schmuck.

7. S. 124. Der Gitter-Wels, auf Gitteraal aus Blochs großem Fischwerke.

8. S. 150. Trachten der Spanier in Peru, der vornehmsten Klassen; nach dem Ulloa im XIIten Bande der Allgem. Reisen zu Wasser und zu Lande. Im Hintergrunde Mulatten als Bediente.

9. S. 154. Dienstmagd in Lima, ein Quarteron männlich; eine Mulatte von zweiter Generation. Besonders wegen des dort selbst unter dieser Klasse gewöhnlichen Hupel oder Fischbeinrocks. Der Faldellin läßt auf die Weise fast die Wade unbedeckt. Aus Present State of Peru.

10. 1. Die Pipa. 2. Die gehörnte Kröte. Ihrer war bereits im vorigen Jahrgange umständlich Erwähnung geschehen. Die erste ist nach Blumenbachs Abbildung, letztere nach Shaw's N. Histor. gezeichnet. Ein häßlicheres Geschöpf hat schwerlich die Natur aufzuweisen, als die gehörnte